

Ostland

Zeitschrift für die Kultur
der Ostdeutschen ❖

III. JAHRG. / I. NOV.-HEFT 1920

BCU Cluj Central University Library Cluj
INHALT:

ST. V. HANNENHEIM DER AUFSTIEG. ROMAN
E. ISAC FÜR EINE LITERARISCHE ZUSAMMENARBEIT
SCHRIFTLÉITUNG „OSTLAND“ AN HERRN E. ISAC
DR. RICHARD CSAKI DEUTSCHKUNDE
ANNA SCHULLER-SCHULLERUS MIT GELEGENHEIT
POLITIK UND VOLKSWIRTSCHAFT | KULTURFRAGEN
LITERATUR | SCHACHPROBLEME | MITTEILUNGEN
DER SCHRIFTLÉITUNG

KUNSTBEILAGEN: ANDERS-MATYSEK: FÜNF GEMÄLDE

BEI W. KRAFFT · HERMANNSTADT

herausgegeben von der Modernen Biiicherei



BCU Cluj Central University Library Cluj

Anders - Mathysen

Damenbildnis.

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrg. III.

Erstes Novemberheft

1920.

Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

XII. (Fortsetzung.)

Eine Woche später, nachmittags gegen 5 Uhr begab sich der Schriftsteller in die Wohnung des Redakteurs. Er fürchtete zu spät zu kommen. Die ersehnte Stunde hatte indessen noch nicht geschlagen — die Stunde, die ihn mit Maud in der neuen Umgebung zusammenbringen sollte, in die sie, dank seiner Fürsprache eingetreten war.

Runz brachte Papiere auf seinem Schreibtisch in Ordnung.

— Ist Maud noch nicht hier? fragte Rärgel.

— Noch nicht, lautete die Antwort. Es ist ja dazu viel zu früh.

Hierauf sagte der Redakteur in freundlichem Tone, der den Schriftsteller Wunder nahm:

— Sieh Dich . . . Es freut mich, daß Du heute so pünktlich bist . . .

Er nahm in der Nähe Rärgels Platz und fuhr zu sprechen fort:

— Ich bin in den letzten Tagen meine sämtlichen Schriften durchgegangen und habe da manches gefunden was sich veröffentlichen läßt. Nun liegt mir viel daran Dein sachverständiges Urteil darüber zu hören. Ich möchte überhaupt etwas mehr mit Dir zusammenarbeiten — besonders da Du ja neulich

selber von einem engeren Zusammenarbeiten gesprochen hast. Ich muß schärfer ins Zeug gehen — auch in meinen literarischen Produktionen — Du hast recht. Ich bin zu lange Zeit ein Einsamer gewesen und empfinde dies jetzt schmerzlicher denn je. Heute möchte ich Dir bloß ein Kapitel aus einem Werke vorlesen, das ich noch vor Jahren geschrieben habe, das ich liegen ließ und nun sozusagen neu entdeckte. Du brauchst mit deiner Meinung nicht zurückzuhalten: das strengste Urteil ist mir das liebste.

Der Redakteur sprach über Plan und Aufbau seines Werkes, dann begann er aus seinem Manuskript zu lesen. Zeitweilig blickte er vom Blatte zu Rärgel auf, der bequem, mit übereinandergeschlagenen Beinen im Lehnstuhl saß.

— Ganz gut, sagte der Schriftsteller, nur weiter.

Doch Runz hatte das Gefühl, Rärgel denke an ganz andere Dinge; deshalb kritisierte er selber, in etwas gereiztem Tone:

— Ich habe jedenfalls meinen Stil wiedergesunden, den Stil meiner besten Tage, der frei von jedem Journalismus ist.

Rärgel nickte und sog am Spitz seiner Zigarre. Es war dabei nicht abzusehen ob er an Kopfweh leide oder ob ihn bloß das Lesen schmerze.

Satfächlich litt er unter der Lektüre, weil sie ihn, wie ein Geräusch, in seinen Träumen, in seiner Ruhe störte. Bloß wenn Runz blätterte, sah er erwartungsvoll hin, in der Hoffnung, daß Kapitel müsse nun doch bald zu Ende sein. Und wenn er dann wieder eine große Seite sah, auf der die kleinen Buchstaben sich drängten, dann fuhr er zu nicken fort — mechanisch wie eine Porzellanfigur, die ihren Kopf bewegen kann.

Der Vortragende warf zeitweilig wütende Blicke auf seinen Zuhörer. Fühlte sich der Mann in dieser Wohnung nicht schon heimischer wie der Besitzer selber und verbreitete er nicht die Gleichgültigkeit eines Fremden, den Frost dieser Gleichgültigkeit, während die Stimme des Hausherrn vibrierte? Oder verbarg sich hinter einer Maske von Gleichgültigkeit der gelbe Neid? . . . Und die Stimme des Redakteurs zitterte noch heftiger, als er plötzlich ausrief:

— Dieser Zustand ist unhaltbar, der Zustand der Unklarheit, der Halbheit, will ich sagen . . . Das Manuskript muß der Vergessenheit, der Gleichgültigkeit entrisen werden . . .

— Ich werde nicht ruhen, bevor ich es zum Erfolg geführt habe, sagte der Schriftsteller. Es fehlt der Arbeit allerdings noch das unsichtbare Band, das ein Meisterwerk zusammenhält und ihm gleichzeitig ewiges Leben verleiht . . . Oder es fehlt die einfache ruhige Linie, wenn Du es lieber so haben willst . . . Es fehlen jene inneren, geheimnisvollen Zusammenhänge, die wie durch ein Wunder dem Werke einen göttlichen Hauch verleihen und deren Zauber keine Anstrengung, keine Gewalt der Welt ersetzen kann . . . Andererseits hast Du beim Publikum noch nicht die nötige Autorität, den Kredit möchte ich am liebsten sagen, jenen Kredit, der uns Berufs-Schriftstellern erlaubt, dem Publikum a l l e s zuzu-

muten. . . Doch ich werde Dir beibringen, was Dir noch fehlt, verlasse Dich auf mich . . . Und bis dahin gehören Dir alle meine Gedanken . . .

Er fühlte, daß er unter dem Einfluß eigener Erlebnisse und nicht unter dem Eindruck der Lektüre spräche. Doch er fühlte auch, daß er nicht anders sprechen könne.

Runz zuckte die Achseln.

— Du hast früher ganz anders geurteilt, sagte er unwillig. Bloß seit einigen Tagen postierst Du ohne Unterlaß den Ruhigen und den Einfachen . . . Ich muß gestehen, eine derartige Tonart wirkt bei Leuten Deines Schlages grotesk und macht mich nervös . . .

Er sah Kärigel an. Dieser schwieg. Da fuhr der Redakteur mit unsicherer Stimme zu lesen fort. Kärigel nickte heftig. Die Zigarre fiel aus dem Spitz zu Boden. Doch Kärigel sog weiter an dem Zigarrenspitz; er sog an der Luft — während die Zigarre am Boden sich selbst verzehrte.

Der schrille Klang der Türklingel ließ ihn im Innersten erbeben. Er strich sich über den Kopf, als wolle er sich von einem eisernen Reifen befreien, von dem er sich wie umklammert fühlte. Seine Augen leuchteten auf, wie wenn es ihm gelungen wäre den Druck zu entfernen. Dabei glaubte er zu bemerken, daß auch Runz sich erleichtert fühlte. Sie gingen beide ins Vorzimmer hinaus. Maud und Frau Runz plauderten bereits miteinander und lachten herzlich dabei.

— Also doch, Fräulein Maud, rief Kärigel aus. Ich dachte schon Sie seien verreist, ich fürchtete es vielmehr. Doch machen Sie sich bequem. Tun Sie als ob Sie zu Hause wären.

Sie entgegnete verwundert:

— Ah, Sie sind es, Herr Kärigel. Wie kommen Sie hierher? Man trifft Sie wirklich überall . . .

— Bitte zu Tisch, sagte bald darauf Frau Runz.

Rärgel warf einen zufriedenen Blick auf das blendend weiße Tisch Tuch, die flimmernden Tassen, die blitzenden Löffel, die Vasen mit den Blumen, die Schüsseln mit den Sorten und Früchten, die vollbesetzte Tafel. Es war der Blick des Menschen, der mit seinem Werk zufrieden ist.

Nach dem Abendessen setzte sich Maud im Arbeitszimmer in den einen Lehnstuhl vor den kleinen, runden Tisch, Rärgel nahm rasch in dem anderen Lehnstuhl Platz. Der Redakteur traf den Blick des Schriftstellers, der ausdrückte, daß er mit Maud allein zu sprechen habe.

Kunz ging im Nebenzimmer. Indem er sich wieder das Manuskript vor die Augen hielt, war es als suche er etwas was ihm fehle.

Rärgel sah auf die Türe, wo Frau Kunz gleich erscheinen mußte, dann sprach er rasch zu Maud, um jeden Augenblick des Alleinseins auszunützen.

— Wie gefallen Ihnen diese Zimmer, Fräulein Maud? fragte er.

— Ich finde sie ganz nett.

— Ein gutes Stück Arbeit, ein schönes Geld!

Er sagte diese Worte in einem Tone, als ob es sich um sein Geld und um seine Arbeit handle.

— Der Herr Redakteur hat jedenfalls sehr viel Geschmack, ergänzte Maud.

— Sie haben recht. Er besitzt Geschmack und Fleiß, besonders Fleiß . . . Diese Zimmer, diese Sammlung sind vielleicht das wertvollste, was er geschaffen hat . . . mit seinem Fleiß . . .

Er schwieg. Nach kurzer Zeit fuhr er in verändertem, noch lebhafterem Tone zu sprechen fort. Es mußte scheinen, daß er zu einem anderen Thema überginge.

— Ich habe Kunz in manchem geholfen, besonders früher in Wien, doch auch seit ich hier in der Redaktion arbeiten muß . . . Ohne mich wäre er an

so mancher Klippe gestrandet . . . Immerhin: was er geschaffen hat, mit mir oder ohne mich, es sei sein Werk, ich lasse ihm alles . . . ich . . .

— Sie sprechen von der Wohnung und den Möbeln? fragte Maud erstaunt.

— Nein, ich spreche von seinen literarischen Produkten . . . Ich will sagen, daß ich Kunz davon anbringe, soviel ich kann. Ich schreie in die Welt hinaus, fügte er leiser hinzu, daß da ein Meisterwerk geschaffen worden ist. Dann wird sein ganzes Leben eine andere Richtung nehmen. Allerdings muß Kunz fort damit, fort mit seinem Werk, fort mit seiner Person in die Öffentlichkeit, in die große Welt hinaus . . . Man wird ihn gut aufnehmen in meinen Kreis und er wird sich dort bald zu Hause fühlen . . .

Er warf einen prüfenden Blick auf die Flucht der Zimmer.

— Seine Wohnung hier hat manche Unannehmlichkeiten, fuhr er fort. Gleichviel: sie kann als entsprechend gelten bis ich mich vergrößern will: ich behalte sie . . .

Maud riß die Augen auf und fragte laut:

— Ich verstehe nicht . . . Was behalten Sie und wieso?

Er antwortete leise:

— Was ich Ihnen jetzt mitteile, tue ich rein vertraulich, Fräulein Maud . . . Ich würde zu keinem Menschen so sprechen wie zu Ihnen, weil ich zu keinem andern Menschen das gleiche, unbegrenzte Vertrauen habe . . . Kunz verreist in einigen Tagen nach Wien, in Angelegenheiten der Redaktion, sowie um eigenes in Ordnung zu bringen. Ich vertrete ihn. Nun ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß er nicht mehr zurückkehren wird, für längere Zeit. Und dann behalte ich die Wohnung und . . . die Redaktion . . .

— Doch warum glauben Sie, daß er nicht mehr zurückkehren wird? Das ist es, was ich nicht verstehe. Nach den

politischen Erfolgen der letzten Tage zu schließen . . .

Rärgel sprach noch leiser als zuvor:

— Es handelt sich da nicht um politische Erfolge . . . Runz braucht Leben, er muß gären, Eindrücke sammeln . . . Er hat Vermögen genug, um eine Zeitlang auszuhalten . . . Ich dagegen brauche Ruhe, um gesammelte Eindrücke zu verarbeiten . . . Es ist in mir eine große Wandlung vorgegangen, wie Sie übrigens gemerkt haben werden . . . Aus all diesen Gründen muß Runz fort und ich muß bleiben . . . Das ist meine letzte Kombination und die einzig mögliche . . .

— Ich halte das alles durchaus nicht für ausgemacht, wand Maud ein.

— Es muß so sein, entgegnete Rärgel, ich wiederhole Ihnen, es muß so sein.

Er streichelte zärtlich die Drachenköpfe des Lehnstuhles, wie man es mit Gegenständen zu tun pflegt, die man liebgewonnen hat und von denen man sich nicht mehr trennen kann.

Er fuhr ruhiger zu sprechen fort:

— Es hat doch einen hohen Wert, wenn man sein eigenes Heim besitzt, sein zu Hause, seine eigenen Möbel, sein eigenes Bett.

Maud schien seine Worte nicht zu hören.

— Was Sie mir über Herrn Runz mitteilen, ist sehr wertvoll für mich, sagte sie. Wenn er in Wien ist, kann er mir dort sehr förderlich sein.

Rärgel entgegnete:

— Maud, hören Sie mich an. Auch darüber haben wir zu sprechen. Sie müssen bleiben, ebenso wie ich. Ich kann Ihnen schon in den nächsten Tagen bestimmte Vorschläge machen, auf Grund einer festen, gediegenen bürgerlichen Basis, die . . .

Frau Runz trat mit einer Kanne ein. Maud erhob sich, um ihr beim Eingießen des schwarzen Kaffees behilflich zu sein. Doch sie blieb mit Frau Runz am Fenster

stehen. Sie blickten lange in den Garten hinaus, sprachen dabei, bald leise, bald laut und lachten von Zeit zu Zeit.

Der Redakteur trat hinzu und die Unterhaltung wurde noch lauter, angelegter, doch Rärgel verstand kein Wort davon. Obwohl sich niemand umwandte und niemand einen Blick auf ihn warf, hatte er das unbestimmte Gefühl und dabei doch die Gewißheit, man spreche nur von ihm und gegen ihn. Er wollte sich von seinem Platz erheben und zum Fenster gehen. Doch er konnte nicht: er fühlte sich wie gelähmt. So blieb er in seinem Lehnstuhl, wie vor der Türe einer Welt, in die er nicht einzutreten wagte.

Da trat Maud plötzlich auf ihn zu, lebendig, lächelnd, grazios. Ihre Augen hatten jenen durchdringenden Glanz, der dem Liebenden grundlos wie eine Meerestiefe scheint. Rärgel glaubte sie wolle ihm etwas sagen was sie lange nicht zu sagen wagte, etwas von dem, worauf er solange gewartet hatte. Er verfolgte jede Geste, jeden Schritt. Indem sie sich näherte, schien sie zu wachsen und gewann für ihn die Bedeutung des Symbols. Er spürte, daß das Blut in seinen Adern wieder zu rollen begann. Doch Maud hatte ihm nur zu sagen:

— Ich muß jetzt gehen. Es ist die höchste Zeit. Adieu, Herr Rärgel.

Er glaubte, er hätte schlecht verstanden. Doch Maud war mit dem Redakteur und Frau Runz schon im Vorzimmer verschwunden.

— Du begleitest doch Maud nach Hause, sagte Frau Runz zum Redakteur.

Rärgel eilte ins Vorzimmer hinaus. Sprach man dort im Ernst, trieb man bloß Pöffen mit ihm? Er stammelte:

— Aber . . . das tue doch ich.

— Nein, Herr Rärgel, sagte Maud, das ist ausgeschlossen.

— Im schlimmsten Falle gehe ich mit.

— Sie können mich doch nicht allein

lassen, fiel Frau Runz ein, besonders da ich über Ihren „Vampyr“ mit Ihnen sprechen möchte.

Kärgel machte eine Verbeugung.

— Ich stehe zur Verfügung, gnädige Frau.

Hierauf entfernten sich Runz und Maud. Als sie in eine Seitengasse bogen, fiel sie ein Hund mit struppigen Haaren an. Seine Augen leuchteten wie Phosphor. Er bellte mit einer Hartnäckigkeit und einer Wut, als ob er die Vorübergehenden zerreißen wolle.

— Er bewacht das Haus seines toten Herrn, sagte der Redakteur. Doch es verbirgt sich auch Güte und ein Bedürfnis nach Anbiederung hinter den drohenden Tönen des treuen Hundes. Er braucht bloß einige gute Worte, die Vertrauen einflößen und der Bund zwischen Mensch und Tier ist geschlossen — ein Bund ohne Möglichkeit einer Untreue einerseits und andererseits ohne Enttäuschung. Unter Menschen, fuhr er fort, fangen die Beziehungen oft mit Erwartungen, mit Hoffnungen an und endigen . . .

Er machte eine heftige Handbewegung.

— Sie sprechen von Kärgel? fragte Maud.

Er war verblüfft, daß sie seine Gedanken erraten hätte. Er antwortete:

— Ich sprach vom . . . Röter . . . und dann im allgemeinen . . . von den Menschen.

— Nun, wandte Maud ein, Kärgel hat ja eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem Röter . . . in den glühenden Augen zum Beispiel . . . Allerdings kann ich bei Kärgel keine Güte finden.

Der Redakteur mußte lachen.

— Sie haben nicht viel Sympathie für den Menschen, der so große Stücke auf Sie hält.

— Die Sympathie spielt hier keine Rolle, Herr Redakteur. Doch ich möchte endlich meine Ruhe haben.

Er konnte nicht verstehen. Maud wollte anfangs mit der Sprache nicht heraus. Als Runz sie drängte, teilte sie ihm mit, zuerst in unbestimmter Weise, dann direkter, was sie beobachtet, was sie vermutet habe und was sie befürchten müsse.

— Er hat Sie von der Tante trennen wollen! rief Runz aus. Er will Ihre Hand mit Brachialgewalt . . . Und ich sollte ihm bei allem behilflich sein.

Der Redakteur hatte scharfe Worte auf den Lippen, gegen den Mann, der vorhin so gefühllos seinem Werke gegenüber gestanden hatte — jenem Werke gegenüber, in dem Runz sein Herzblut wieder zu finden hoffte.

Es tat ihm wohl, daß Maud sich hart, fast grausam zeigte. Doch konnte er selber plötzlich seinen Irrtum eingestehen? Konnte er heraus sagen, daß er sich in dem Menschen vollkommen getäuscht hätte? Deshalb glaubte er Kärgel verteidigen zu müssen, um sich selber zu rechtfertigen.

— Vielleicht sehen sie zu schwarz, Fräulein Maud. Kärgel ist Künstler. Wenn er das nicht wäre, hätte ich ihn nicht hierher gerufen. Und diesen Leuten muß man manches zu gute halten. Sie werden das sicher in Ihrem Berufe noch erfahren.

Maud entgegnete:

— Ich kann mir aber nicht recht vorstellen, daß dieser Künstler jemals Zeit zur Arbeit findet . . .

— Er ist ein Vulkan, der immer siedet und niemals Feuer speit . . . das wollen Sie sagen . . . und Sie haben recht . . . Vielleicht ist es diese Glut, die ihn so sehr verblendet . . . Doch die armen Liebenden bergen oft viel Güte in sich . . . auch sie . . .

— Seine Verblendung, wand Maud rasch ein, leugne ich nicht. Wenn er nicht blind wäre, würde er sich nicht einbilden, er könnte Sie, Herr Redakteur, so leicht entfernen und ertöten.

Runz schwieg eine Weile. Dann sagte er, scheinbar völlig gleichgültig:

— Vergleichen erzählt man mir von allen Seiten. Ich habe alles für das Zischen von Nattern gehalten. Es klingt allerdings anders aus ihrem Munde . . .

— O, er ist dazu genügend rücksichtslos, wenn er es für nötig hält!

Der Redakteur empfand stets instinktiv als eine Kritik, fast als Tadel, wenn man von der Energie, von der Rücksichtslosigkeit anderer sprach. Ihm war stets dabei als traue man ihm selber nicht genug davon zu

— Er ist es! rief Runz aus. Er ist es, so oft er kam. Auch da haben Sie recht . . . Und vielleicht hat er selber recht . . . Jedenfalls hat er mir gezeigt — in schmerzlicher Weise und sowohl durch seine Tatkraft im Leben als auch durch seine Satenlosigkeit bei der Arbeit, daß ich selber handeln muß . . . rücksichtslos, wenn es nicht anders geht. So ist es nicht ausgeschlossen, fuhr Runz in lauterem, festeren Tone fort, daß ich die Kräfte, die er in mir geweckt hat, gegen ihn selber verwenden werde . . . Ich werde das jedenfalls tun, wenn es nötig sein wird, um mich von ihm zu befreien und Sie, Fräulein Maud!

Sie waren vor dem Tore der Villa Winkler angelangt. Runz verabschiedete sich von Maud.

Auf seiner Rückkehr fand er den Hund fröstelnd vor dem Tor des toten Herrn liegen.

— Lug! rief der Redakteur.

Der Genannte spitzte die Ohren, erhob sich und näherte sich Runz. Der einfache Ruf hatte für ihn die Wirkung eines Zauberwortes. Es war als fände er darin ein Obdach, eine Heimat, seinen toten Herrn wieder.

Der Redakteur rief ihn mit sich. Lug folgte, wenn auch mit Mißtrauen, bis zum Tore, wo er stehen blieb. Doch

tags darauf ließ er sich schon die Treppe hinauf bis ins Arbeitszimmer locken. Und bald darauf fühlte er sich in allen Räumen zu Hause, als hätte er immer hier gewohnt.

XIII.

Als Runz nach sechs Wochen an einem Nachmittage aus Wien zurückkehrte, war es ihm, als müsse er den Boden suchen, der fast wie im Eisenbahnwagen, noch immer unter seinen Füßen zu gleiten schien. Die Bekannten, die ihre Hüte schwenkten, als er an ihnen vorüberfuhr, kamen ihm wie Schattenfiguren aus einem Kindertheater vor.

Es war ihm, als trennten ihn von all den Leuten noch jene hunderte von Kilometern, die er innerhalb eines Tages zurückgelegt hatte. Und doch war er sich dessen bewußt, daß er der Stadt und deren Bewohnern sich nun selber näher bringen müsse, um mit ihnen oder gegen sie wieder zu arbeiten und wieder zu kämpfen. O, diese Schattenfiguren, die an ihm vorüberhuschten, wie bald werden sie zu lebendigen, scheinbar harmlosen, oft grotesken und noch öfter recht gefährlichen Lebewesen von Fleisch und Blut neu für ihn erstehen.

Zu Hause angekommen, ließ er die Augen über die Blumen gleiten, die ihm zu Ehren in den Vasen prangen. Er mußte sich einen gewissen Zwang antun, um erfreut zu erscheinen, um kund zu tun, daß er wieder zu Hause sei und sich wieder zu Hause fühle.

Er begann seine Koffer auszupacken. Dabei erzählte er von seiner Fahrt, von dem Aufenthalt in Wien. Er sprach von der Notwendigkeit zu reisen, um so in den fremden Ländern seine Ideen, seine Vorstellungen zu beleben, zu bereichern, um sich dem Alltag zu entrücken. Indem er langsam die Gegenstände aus den Koffern nahm und dabei mit fieberhafter

Lebendigkeit vom Reiten sprach, erweckte er den Eindruck, als sei er innerlich noch nicht zurückgekehrt oder als fürchte er, daß er nun doch zurückkehren müsse.

— Jedenfalls werden wir in der allernächsten Zeit alle beide unsere Koffer packen, sagte er. Diese Aufrischung tut uns beiden not.

— Du hast es mir oft versprochen, wandte Walda ein.

Seine Stimme hatte noch etwas von jenem Klang, der aus der Ferne zu kommen scheint, als er fragte:

— Was hat sich denn eigentlich während meiner Abwesenheit zugetragen?

— Nichts von Bedeutung, lautete die Antwort. Wirklich nichts.

Nach einer Pause fügte Walda hinzu:

— Rärgel ist öfters hier gewesen, um sich nach Deinem Befinden zu erkundigen . . . Allerdings hat er dann hauptsächlich von Maud gesprochen, vom Problem Maud, wie er selber sagte.

— Existiert das noch immer oder vielmehr: hat das überhaupt existiert! rief Runz aus. Im übrigen, fuhr er fort, scheint sich ja Rärgel in meiner Wohnung sehr zu Hause zu fühlen . . . mehr als der Hausherr selber . . .

— Mir kommt es auch so vor, entgegnete Walda mit einem Blick des Vorwurfs. Was übrigens jenes Problem betrifft — das Dich so wenig interessiert — es interessiert die Leute mehr denn je . . .

Runz zuckte die Achseln.

— Ach, was die Leute! . . . Es wird da blinder Lärm geschlagen, weiter nichts. Freilich ist dieses wesentlich: es füllt in einer kleinen Stadt die Leere so mancher Provinzexistenz! . . . Im übrigen: was geht mich das alles an? . . . Ich will künftig mit Rärgel bloß noch in der Redaktion zu schaffen haben, wo er mir allerdings Gelegenheit genug gibt . . . unzufrieden mit ihm zu sein.

— Er wird sich aber gleich wieder

zeigen, wand Walda ein. Es wundert mich, daß er noch nicht erschienen ist.

Da begann der Redakteur aus seiner Gleichgültigkeit herauszutreten.

— Es ist mir unmöglich heute mit ihm zu sprechen. Ich kann geduldig bis morgen warten, um, in der Redaktion all die Wichtigkeiten anzuhören, die Rärgel künstlich, mit so viel Talent aufzublasen versteht.

Im Vorzimmer ließ sich die Türflügel vernehmen.

— Ah! rief der Redakteur. Da ist er ja schon! Du hattest recht . . . Es ist das gebieterische Läuten des Menschen, der sich zu Hause fühlt . . . Doch selbst wenn ich ihn nicht am Läuten erkennen würde, wüßte ich, daß er es ist: es gibt eine Gewißheit! . . .

Sie schwiegen beide. Einige Augenblicke lang herrschte Totenstille. Dann verhallte ein schwerer, dumpfer Schritt im Korridor.

Doch nach einer halben Stunde ertönte die Türflügel abermals. Frau Runz fuhr zusammen.

— Der Lärm wird auf die Dauer unerträglich, sagte sie. Der Lärm ebenso wie die ganze Freundschaft, die . . .

— Bleib ruhig, sagte der Redakteur, er läutet unsere Freundschaft zu Grabe.

Als sie indessen, eine Stunde später, bei Tische saßen, läutete es zum dritten Male. Die Glocke tönte diesmal lange, wie gereizt, hierauf noch heftiger, als sei sie zornig, als ermahne, als befehle sie, ein letztes Mal, bevor sie fürchtbar strafe. Luz, der unter dem Tische geschlafen hatte, fuhr auf und bellte mit einer Heftigkeit und Erbitterung, als witterte er einen Feind des Hauses.

— Wir müssen öffnen, sagte Walda. Der Mensch stiftet noch ein Unglück an; er zerschlägt alles Kurz und Klein.

— Nicht doch! entgegnete der Re-

dakteur. Alles nur Strohfener. Ich kenne den Mann . . . Er versagt immer, wenn er geräuschvoll auftritt. Deshalb versucht er sich mehr und mehr als Leisetreter, der . . .

Er hielt inne. Ein schwerer, dumpfer Schritt verhallte im Korridor.

Kunz begann wieder zu essen. Doch er bemerkte, daß Walda vor sich hin ins Leere starrte.

— Was hast Du wieder? fragte er.

— Nichts, lautete die Antwort. Ich habe wirklich nichts . . . Ich muß mich bloß fragen, wozu das alles wieder gewesen ist: die Aufregungen, die Enttäuschungen und schließlich die Zwistigkeiten, die daraus in Deinem eigenen Hause entstanden sind . . . Und was werden wir, oder wenigstens ich, noch alles über uns ergehen lassen müssen . . . trotz aller Gleichgültigkeit, mit der Du Dich plötzlich umgibst . . .

Sie machte eine Geste der Entsagung.

— Im übrigen ist es ja ziemlich überflüssig, daß ich von all dem spreche, es ist ganz und gar gleichgültig . . . in der Tat.

Der Redakteur legte Messer und Gabel nieder. Er entgegnete:

— Es ist nötig, daß wir uns von Zeit zu Zeit aufrütteln lassen, um nicht gleichgültig zu werden . . . Bei mir ist dies besonders notwendig. Ich muß gewisse Arbeiten vollenden, wenn ich nicht mein ganzes Leben als vollständig verfehlt und erledigt ansehen will. Und dazu brauche ich einen Anstoß, sowie Anregung von außen. Ich brauche Anspannung und Kampf. Deshalb bedaure ich im Grunde genommen nicht, daß ich Kärgel hierher gerufen habe. Ich empfinde es im Gegenteil als Mangel, daß ich nicht mehr mitten im Leben, im Kampfe drinnen stehe. Ich muß mir immer wieder selber vorhalten, daß ich die Pläne meiner Jugend nicht mit dem genügenden Nachdruck angefaßt habe. Daraus ist der Zwie-

spalt entstanden, den ich in den letzten Wochen mehr denn je empfunden habe und der an meinem Leben frißt.

Er fühlte, daß Walda seinen Worten verständnislos gegenüberfaß und begann das Gespräch ins Scherzhafte zu ziehen.

— Nun, sagte er, Kärgel ist ja gar nicht hier . . .

Er suchte den Schriftsteller zu karrierieren.

— Aber . . . ich vermissе Maud, würde Kärgel sagen, wenn er gekommen wäre . . . Wo könnte sie sein? . . . Sie ist blind . . . blind . . . Sie kann nicht bis vor die Nase denken . . . Schade um das Mädel . . .

Er wandte sich dem Stuhle zu, auf dem Kärgel oftmals gefessen hatte und der nun, wie der Strohmann beim Kartenspiele unsichtbar blieb und doch als Partner zählte.

— Aber . . . Du ist ja nicht, Kärgel, sagte er zum leeren Stuhle. Du bist heute wie . . . abwesend . . .

Doch der Redakteur hielt inne, als er sah, daß Walda die Tränen in den Augen standen. Da erhob er sich von seinem Plaze, selber in Erregung.

— Du bist zu empfindlich, Walda! rief er aus. Und wie soll es werden, wenn die Kämpfe wieder beginnen . . . Für nervöse Anwandlungen ist da wirklich keine Zeit.

— Ich habe Dich allerdings immer gestört, auch wenn ich nicht „nervös“ gewesen bin . . . obwohl ich schließlich alles still bei mir getragen habe.

Er zuckte die Achseln.

— Du hättest einen Menschen gebraucht, der mehr Zeit für Gefühlsmomente zur Verfügung hat, einen Menschen, der nicht von der Arbeit ergriffen und gewürgt wird, wie von einem . . . Vampyr . . . Dabei ist es eine unfruchtbare Arbeit, fügte er tonlos hinzu.

Er ging zum Fenster und blickte auf den Park hinab. Eine harte Schnee-



Anders-Matysf

Figuren.

BCU Cluj / Central University Library Cluj



Anders-Matysf

Stilleben.

masse, durchseht von Regen, Staub und Ruß, bedeckte die Wege und Beete des Parkes. Von Zeit zu Zeit huschten Passanten vorüber. Sie stampften den Boden, auf dem sie schritten, noch fester, gleichsam um dadurch auf den glatten Wegen einen Halt zu finden. Die Bäume schienen aus dem Schnee herauszuwachsen; sie streckten ihre schwarzen Äste dem Mond entgegen, der ihre Gipfel mit seinem kalten und doch milden Lichte übergießt. Von Zeit zu Zeit fiel eine vereinzelt Schneeflocke eilig durch das Licht, als ob sie sich verspätet hätte. Sie drehte sich, sie flimmerte beim Glanz des Mondes und beim Schein der Straßenlampen. Dann verschwand sie in der schwarzen Masse.

Runz heftete seinen Blick auf einen Punkt, auf eine Bank. Ein Mann blickte von dort, aus seinem aufgeschlagenen Mantelfragen zu den Fenstern hinauf. Die beiden blieben sich eine Zeitlang gegenüber, der eine hinter dem Vorhang im warmen Zimmer, der andere auf der Bank im nasskalten Park. Sie glichen zwei Feinden, von denen der eine seinen Gegner sieht, der andere ihn ahnt.

Ein heftiger Windstoß schüttelte die Fenster in ihren Fugen, er trieb eine feine, weiße Wolke von der Höhe in den Park hinab. Einen Augenblick lang hätte es scheinen können als schneie es aufs neue. Und doch war es bloß der alte Schnee, der sich bisher auf den Dächern hat halten können und den der Windstoß nun hinuntertrieb.

— Ist das nicht Rärgel, dort unten? rief plötzlich Walda aus.

Runz zuckte unwillkürlich zusammen. Hierauf tat er, als sähe er den Schriftsteller erst jetzt.

— Er ist es, in der Tat!

— Schon wieder Rärgel! rief Walda aus. Der Mensch ist wirklich überall.

Da glaubte Runz den Schriftsteller entschuldigen zu müssen.

Jahrg. III., Erstes Novemberheft.

— Er ist bloß auf der Bank im Park... Er muß schließlich irgendwo doch sein!

Indem er indessen noch länger in den Park hinablickte, nahm die Gestalt, die starr, scheinbar unbeweglich zu seinen Fenstern blickte, für ihn den Ausdruck eines unheimlichen, phantastischen Wesens an. Runz dachte sich:

— Er bleibt in der Nähe meiner Wohnung, weil er dort seine Gedanken am besten konzentrieren kann... Denn er denkt nur an mich: er will Vergeltung für all das Unrecht, das er erlitten hat...

Als Tags darauf Rärgel die Redaktion betrat, fand er seinen Chef schon bei der Arbeit. Runz saß über ein Papier gebeugt; er hielt sich mit der Hand das linke Auge zu, weil er mit dem rechten allein besser wie mit allen beiden sehen konnte. Er schien sehr beschäftigt. Bloß nach einiger Zeit gab er dürftige Auskunft über Wien und äußerte sich dann in wenigen Worten in unzufriedener Weise über Rärgels Tätigkeit als Redakteur. Dann sprach er von seiner geplanten Erweiterung der engen Räume und von der Beschäftigung neuer Kräfte in der Redaktion. Rärgel gewann den Eindruck, daß er selber keinen Platz mehr in den weiteren Räumen finden sollte. Sie schwiegen beide eine Zeit. Dann aber bat der Schriftsteller mit besonderer Betonung um eine Unterredung.

Runz neigte sich tiefer über den Schreibtisch.

— Ist es eine Redaktionsangelegenheit? fragte er in mürrischem Tone.

— Nein, eine Privatangelegenheit, lautete die Antwort, aber ich halte sie deshalb für um so wichtiger.

Der Redakteur blickte flüchtig zu Rärgel auf. Er schnitt eine Grimasse.

— Ich habe soeben einen Leitartikel angefangen, sagte er. Warten wir deshalb

mit Deiner Privatangelegenheit, bis die Redaktionsarbeit erledigt ist.

— Welch ein Formalismus! rief Rärgel aus.

Runz schien die Worte zu überhören. Er fuhr ruhig fort:

— Oder komme lieber heute Abend zu mir nach Hause. Du kommst ja übrigens ohnehin . . . Keine Privatangelegenheiten mehr in der Redaktion . . . Heute Abend, um neun Uhr, stehe ich Dir zur Verfügung. Bis dann arbeite ich im Rabinett der Stadtbibliothek.

Hierauf beugte sich Runz noch mehr über seine Papiere, als ob er ganz darin versinken wolle.

Als Rärgel am Abend das Vorzimmer des Redakteurs betrat, warf er prüfende Blicke um sich, wie ein Mensch, der nach einer langen Reise wieder zurückgekehrt ist und der sich nun überzeugen will, daß noch alles an Ort und Stelle sei, daß kein Fremder, kein Einbrecher während der Abwesenheit des Herren dessen Wohnung ausgeplündert habe.

Der Spiegel mit dem Kleiderrechen, der große Kasten mit den Vasen darauf, die Stühle an den Wänden, die Teppiche auf der Diele, die Korbmöbel in den Ecken, alles war noch auf dem alten Platz. Und doch hatte Rärgel das Gefühl, daß etwas vorgefallen sei, daß etwas Fremdes, Unsichtbares sich in die Wohnung eingeschlichen habe.

Auch im Arbeitszimmer heftete er prüfend seine Blicke auf jeden Gegenstand.

Dann setzte er sich in den Lehnstuhl, in dem er öfter gegessen war. Er breitete die Füße aus, lehnte den Kopf zurück und streichelte die Drachenköpfe an den Seitenlehnen. Er streichelte auch Luz, der seine Liebkosung suchte.

— Ich störe Dich doch nicht? fragte er den Redakteur.

— Du störst mich nicht, das heißt: zu tun habe ich ja immer . . . Aber Du

wünschtest eine Unterredung. Und sie ist notwendig, ich sehe es ein.

Rärgel begann:

— Ich möchte Dich, bevor wir vom Eigentlichen sprechen, erst bitten, mir noch einmal, ein letztes Mal, Deine Unterschrift zu geben. Sie ist ja ohne jede Bedeutung, bloßer Formalismus . . .

Der Redakteur zog die Augenbrauen in die Höhe, warf einen Blick auf den neuen Anzug seines Mitarbeiters, einen zweiten auf das frische, längliche Blankett, das dieser präsentierte. Er unterschrieb. Doch hierauf sagte er in verändertem, festem Tone:

Ich bin bereit Dir jede Frage zu beantworten!

Rärgel entgegnete mit unsicherer Stimme:

— Ich bin mir gestern darüber klar geworden, daß man in Deinem Hause gegen mich eingenommen ist.

Er sah den Redakteur an, dieser schwieg.

— Ich fördere Dich gar nicht mehr? fragte Rärgel nach einer Pause.

— Doch, doch! . . . Aber Du hältst mich gegenwärtig auf . . . Nach einigen Wochen werde ich wieder weniger beschäftigt sein . . . Im übrigen kann doch der Verkehr in meinem Hause nicht mehr den Reiz für Dich haben, wie früher, da ja Maud sich fernhält.

— Warum verkehrt Maud nicht mehr in Deinem Hause?

— Ich weiß es nicht. Vielleicht sagt sie sich, mein Haus sei schließlich kein Absteigquartier . . .

— Ist sie überhaupt noch hier? Oder ist sie schon abgereist?

— Sie ist noch hier, so viel ich weiß. Es liegen ihrer Abfahrt noch materielle Schwierigkeiten im Wege. Doch ich kann auch falsch unterrichtet sein. Frage deshalb lieber bei Karla nach.

— Aber . . . die Süre bei Karla ist

auch verschlossen . . . Unmöglich da hinein-
zukommen . . . Dabei haben die Leute
nicht einmal eine Klingel . . .

— Gib Dir brieflich ein Rendezvous
mit Maud . . .

— Ich schrieb ihr Briefe von 50
Seiten . . . Ich schrieb ihr darin, daß ich nur
ihre Seele brauche, weiter nichts und daß
ich glücklich wäre, wenn ihre Seele durch
ihre Briefe zu mir spräche . . . Meine
Briefe sind literarische Meisterwerke, die
ich eines Tages veröffentlichen werde . . .
Ich habe mich darin wiedergefunden, als
ein neuer, besserer Mensch . . . Aber Maud
beantwortet meine Briefe nicht . . . Und
alles ist so sonderbar, so unerklärlich . . .

Dabei warf er dem Redakteur Blicke
zu, als ob dieser schuld an allem wäre.

Runz sah auf die Uhr.

— Schon halb zehn . . . Meine Frau
ist eingeladen und kommt erst gegen 11 Uhr
nach Hause. Ich nachmahle im Restaurant
und es würde mich freuen, wenn ich Dich
heute als meinen Gast betrachten könnte.

Nach dem Abendessen begleitete der
Schriftsteller den Redakteur nach Hause.
Vor dem Tore sagte er:

— Morgen versuche ich es mit dem
Anläuten noch einmal. Wenn mir nicht
geöffnet wird, mache ich Schluß. Ich
kann mich nicht immer wieder vor den
Kopf stoßen lassen.

— Aber vergiß nicht, daß ich im
Rabinett der Stadtbibliothek arbeite und
daß meine Frau auch morgen eingeladen ist.

Als Walda nach Hause zurückkehrte,
sah sie Runz bei seiner Bibliothek
beschäftigt.

— Was machst Du da? fragte sie.
Du räumst ja alle Deine Bücher aus.

— Ich säubere nur, von Grund
aus. Ich sichte. Ich muß mir dabei ein-
gestehen, daß ich nicht immer den auser-
wähltesten Geschmack in meinem Leben
hatte. So hat sich manches in meine Bib-
liothek und damit in mein Leben einge-

schlichen, das nicht hineingehört und das
entfernt werden muß.

Bei diesen Worten warf er ein Buch
gewaltsam und in weitem Bogen in die
eine Ecke.

Frau Runz hob es vom Boden auf
und suchte die Ecken umzubiegen, die
der scharfe Wurf schwer beschädigt hatte.

— Aber, das ist ja Räreis's Vampyr,
rief sie aus.

Runz ergänzte:

— Es ist dasselbe Werk, von dem
unser Freund so oft gesagt hat: „In
seiner Gesamtheit steht der Vampyr
nicht ganz auf der Höhe . . . Aber 50
Seiten von 500 sind reines Gold . . .
Diesen gebührt in den Regalen jeder
Bibliothek . . . ein Ehrenplatz“ . . .

Und der Redakteur fügte hinzu:

— Laß den Vampyr liegen . . . auf
dem Platz, der ihm gebührt!

Walda empfand bei diesen Worten
die Genugtuung des Menschen, der seinen
Einfluß wachsen fühlt.

— Du gibst mir doch gelegentlich
recht . . . wenn es zu spät ist, sagte sie.

— Ich habe niemals abgestritten,
was ich Dir verdanke.

Als er indessen von ihrer Ruhe
und Güte sprach, las sie daraus eine
Kritik, einen Tadel und bei allen seinen
Worten der Anerkennung und Dankbar-
keit empfand sie ein Gefühl des Mangels.

Doch Runz sagte plötzlich, in verän-
dertem Tone:

— Man muß aber auch den Men-
schen gerecht werden, dessen Werk dort
zerrissen am Boden liegt . . . In seinen
Schriften schimmert wenig von seinen
Fähigkeiten durch . . . Und doch er hat
Talent . . . wenn er spricht, in seinen guten
Augenblicken . . . Dieses Talent habe ich
geahnt und sehe es jetzt noch immer in
seinem unsteten Leuchten. Es ist mir
manchmal als zeigte es mir den Weg,
den ich zu gehen habe. (Fortsetzung folgt.)

Für eine literarische Zusammenarbeit

Von E. Jac

An die Zeitschrift „Ostland“

Schon unzählige Male habe ich es gesagt und wiederhole es auch hier für Sie, die deutschen Schriftsteller Rumäniens, daß die literarische Isolation, durch die die Kultur infolge der schlimmen politischen Verhältnisse so lange gelitten hat, ein der Reaktion geleisteter Dienst ist und keinen anderen Erfolg haben kann, als eine geistige Entfremdung von Völkern, die infolge der Geschichte ihre soziale Stellung im Rahmen dieses Staates hatten, haben und haben werden.

Ich ziehe sehr wohl in Betracht, daß wir Gefühlslebnisse durchgemacht haben, die einem Zustande der Unsicherheit entspringen sind. Ich mache keine Propaganda für den rumänischen Staat, aber es ist sicher und unbestreitbar, daß das neue Rumänien seine ihm durch dieses Jahrhundert gegebenen Grenzen beibehalten wird.

Es ist Pflicht jedes Intellektuellen — ohne Rücksicht auf seinen nationalen Charakter — beizutragen zur Wiederherstellung des guten Namens des Individualismus und zur Schaffung eines Kulturstandpunktes, von dem aus gesehen keine nationale Eigentümlichkeit irgendwelche Erniedrigung oder Herabwürdigung erleiden muß.

Im besondern trifft dies zu für die fremdsprachigen Schriftsteller Rumäniens, welche, abgeschnitten vom politischen Zusammenhang, den sie mit ihren Mutterländern bis vor kurzem aufrecht erhalten haben, gezwungen sein werden — infolge einer höheren sittlichen Verpflichtung geistiger Art —, die Mitarbeit mit ihren rumänischen Brüdern an einer aller Idealisten der Welt gemeinsamen Sache: der Pflege des Schönen, nicht zurückzuweisen.

Die Zeiten waren bisher wirr und jede Ablehnung oder Zustimmung hätte bei der großen Masse Zweifel hervorrufen können. Heute aber ist die Sachlage eine andere: Wir, die rumänischen Intellektuellen, können dem, was unsere Mitbrüder hervorbringen, nicht gleichgültig und geringschätzig gegenüberstehen. Ein Nichtbeachten der tatsächlichen Kulturwerte aller Volksstämme Rumäniens würde eine gewollte Abschließung bedeuten: ausgehend von einem kleinlich-chauvinistischen Ehrgeiz, der uns für das von Ihnen Erzeugte und Dargebrachte stumpf macht. Nicht weniger würde eine Nichtbeachtung und Geringschätzung der Gemeinschaftlichkeit der Ideen Ihrerseits die stillschweigende oder tatsächliche Isolation vom kulturellen Fortschritt des Rumänentums bedeuten. Sobald uns die Möglichkeit zu einem Austausch der Ideen und zivilisatorischen Taten gegeben wird, durch Übersetzungen, bleibt uns nurmehr das gefühlsmäßige Argument, das wir aber niemals anrufen werden. Wollen wir also eine tatsächliche Zusammenarbeit mit allen unseren kulturellen Kräften zum Schutz der vollen Menschheitsrechte oder wollen wir einen status quo ante, der so viele Anklagen und so viele politische und soziale Schwierigkeiten bedingt?

Ich meinerseits wähle den ersten Weg. Ich bin erfüllt von der Idee einer Aktion, eine neue literarische Tätigkeit zu beginnen: eine wechselseitige Achtung für die Werke der Kunst zu begründen. Der rumänische, deutsche oder magyarische Schriftsteller, der in Rumänien lebt, hat die Pflicht, die Rechte der Kultur zur Achtung zu bringen. Sie, die deutschen Schriftsteller

Rumäniens, kennen uns, die rumänischen Schriftsteller, nicht, obwohl wir in uraltem Besitz dieses Bodens als die Enkel bodenkundiger Volksstämme seit einigen Jahrhunderten zusammen wohnen. Es ist wahr, daß auch wir uns nicht die Mühe gegeben haben, ihre Verse und Lieder kennen zu lernen, da dieses wertvolle Gut uns vom Auslande gebracht wurde. Ich verstehe nicht, warum Sie, deutsche Schriftsteller Rumäniens, nicht die ganze Sympathie der rumänischen Blätter, Büchern und Museen gesucht haben, da ein Kreis von einigen Meisterübersetzern Ihnen den Weg nach Bukarest öffnen kann? Und ich verstehe nicht, warum die Gedichte eines Eminescu, Cozbu oder Blahuta nicht in deutscher Sprache in Hermannstadt oder Czernowitz gelesen werden könnten, und in Ihren Theatern Ihr kluges und gebildetes Publikum die erschütternden Dramen eines Saragiale anhören kann . . . ?

Eine literarische Berührung hat bis heute zwischen den Schriftstellern Rumäniens nicht bestanden, aber die Lage von morgen, wie immer wir sie ansehen mögen, können uns kein anderes Resultat bringen, als die aufrichtige Anerkennung aller Kulturwerte, die es innerhalb der neuen geographischen Grenzen gibt.

Fort darum mit jeder Gefühlschwäche und es beginne die Tätigkeit der Schriftsteller!

Wenn sie diese edle und moderne geistige Tätigkeit nicht beginnen, wird der immer zu Fronien und Ungerechtigkeiten bereite Geist der neupolitischen Weltanschauung geringe Resultate erzielen.

Treten wir ein für die Schaffung eines neuen Idealismus, denn sonst werden soviele Kulturen, als in Rumänien bestehen, das Menschheitsideal herabwürdigen und werden nur der Sache einer Abschließung dienen, die im zwanzigsten Jahrhundert keinen Sinn mehr hat.

Schriftleitung „Ostland“ an Herrn E. Isac

Die hohe ideale Gesinnung, die aus Ihren vorhergehenden Worten, mein Herr, uns entgegentritt, können und müssen wir auf das wärmste begrüßen. Auch wir stehen auf dem Standpunkte, daß nur eine von jedem kleinlichen Chauvinismus freie, gegenseitige Achtung darbringende und fordernde Anschauungsweise der verschieden-nationalen Intellektuellen einen gedeihlichen Fortschritt auf dem Gebiete geistigen Strebens ermöglichen kann.

Wir als Angehörige des deutschen Volkes in Groß-Rumänien im besonderen sehen den nicht unwichtigsten Teil unserer Kulturmission unter den anderen Völkern des Vaterlandes in der Vermittlung derjenigen Kulturwerte, die uns durch unsere sprachliche und kulturelle Zugehör-

rigkeit zum großen deutschen Volke natürlicherweise gegeben sind.

Auf schriftstellerischem Gebiete aber glauben wir jene, gerade dem deutschen Geiste eigentümliche universale Befähigung, die literarischen Leistungen anderer Sprachen durch Übersetzungen für sich selbst wirksam zu verarbeiten, bis zu dem Grade, den unsere Sonderstellung als nationale Minderheit bedingt, auch zu besitzen und schon bewiesen zu haben. Warum es bisher gerade auch dem rumänischen Schrifttum gegenüber nicht in dem Maße geschehen ist, wie Sie wünschten — das auszuführen würde hier zu weitläufig sein. —

Wir ergreifen die uns entgegen-gestreckte Bruderhand mit herzlicher Freude und Dank!

Deutschkunde

Von Dr. Richard Csafi

Im September d. J. fand in Hermannstadt eine von allen sächsischen Mittelschulen besandte Germanistentagung statt. Zweck dieser Tagung war die Umgestaltung des deutschen Unterrichtes auf dem Boden der durch die Oberbehörde verfügten Neuorganisation der Mittelschulen.

Die Tagung scheint auf den ersten Anblick eine bloß das innere Leben der Schule berührende Bedeutung zu besitzen, im Grunde sind ihre Ergebnisse jedoch von größter Tragweite für die Weiterbildung unserer gesamten Kultur.

Der leitende Gedanke, der unserer Mittelschulreform zugrunde liegt, reicht in Deutschland schon einige Jahrzehnte zurück und kann in die Formel zusammengefaßt werden: Umgestaltung des humanistischen Gymnasiums in eine mit der Möglichkeit verschiedener Lehrgänge versehene Mittelschule, derart, daß in allen Abteilungen (auch in der rein gymnasialen) der naturkundliche Unterricht mehr als bisher betont, das humanistisch-klassische Gebiet aber namentlich in der realgymnasialen Abteilung in den Hintergrund gedrängt wird.

Es handelt sich hierbei um einen Vorgang, der schließlich zu einer endgültigen Ausmerzungen der humanistischen Studien als eines an beherrschender Stelle stehenden Sondergebietes aus dem Normallehrgang der Mittelschulen führen muß. Wir befinden uns mit der Organisation des gegabelten Gymnasiums bloß auf einer zeitweiligen Stufe, deren Entwicklungslinie uns auf die schließliche Einfügung der klassischen Kultur und Sprachen in die allgemeine Kultur- und Sprachgeschichte innerhalb des Lehrplanes hinweist — der Wichtigkeit ihrer Wirkung allerdings entsprechend. Damit — scheint

mir — ist der springende Punkt dieser Frage berührt.

Die Verfestigung der nationalen Kultur in allen ihren Verästelungen bildet eine der Hauptbestrebungen des 19. Jahrhunderts.

Während wir um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts in dem Klassizismus Goethes und Schillers die allgemein menschlichen Werte, die die griechische Welt vermittelt, sich gleichsam in einer letzten herrlichen Blüte entfalten sehen, setzt gleichzeitig in der Romantik diejenige Bewegung ein, die durch die Zusammenfassung namentlich auch der aus der nationalen Vergangenheit und dem eigenen Volksleben sich ergebenden Kulturschätze sich eine eigene Geisteswelt erbaut.

Es ist klar, daß damit nicht ein scharfer Bruch mit der Antike erfolgte, in der nach jahrhundertalter Überlieferung Europa das leuchtende Vorbild höchster Menschheitskultur — mit mehr oder weniger klarer Spiegelung des eigentlichen Bildes — gesehen hatte. Aber die Bewegung an und für sich war nicht mehr aufzuhalten. Man wurde sich immer mehr dessen bewußt, daß als Grundlage für die gemüthliche und logische höhere Bildung nicht mehr die klassischen Studien dienen müßten, daß die eigene Kultur und Sprache bereits jenen Grad der Ausbildung und Verfeinerung erreicht habe, der sie zur Erreichung jenes Zweckes ebenso gut geeignet erscheinen lasse. Man spürte, daß die eigene Sprache und Kultur — in den Mittelpunkt des höheren Unterrichtes gestellt — eine viel unmittelbarere, lebendigere Wirkung erzielen können, als die „toten“ Sprachen. Noch aber ging dieser Loslösungsprozeß sehr, sehr langsam von statten. Natürlich!

Etwas was so lange als Heiligtum, als unentbehrliches Rüstzeug für höhere Bildung gegolten und so hervorragende Dienste geleistet hatte, konnte nicht über Nacht zum alten Gerümpel geworfen werden. Zunächst mußte sich die Wissenschaft von der eigenen Volkskultur, die sich ja erst auf dem Boden der Romantik als Germanistik zu entfalten begann, die feste Stellung erobern, die sie befähigte, den humanistischen Studien die Wage zu halten. Selbstverständlich spielen die wirtschaftlichen, technischen, künstlerischen, wissenschaftlichen (naturwissenschaftlichen) Errungenschaften des 19. Jahrhunderts in dem Prozeß, der zu einem wachsenden Selbständigkeitsbewußtsein der klassischen Kultur gegenüber führte, auch eine nicht zu unterschätzende Rolle. —

Bei uns beschäftigte die Debatte über eine Reform des Gymnasialwesens wohl auch geraume Zeit vor Ausbruch des Krieges die Geister, zu ernstlicher Ausführung der neuen Gedanken wurde jedoch erst in den letzten beiden Jahren geschritten. Die vielfachen psychischen Hemmungen, die bei einschneidenden Neuerungen unter uns aus leicht erklärlichen Gründen immer besonders tiefgreifend sind, fielen dadurch weg, daß unsere Lebensbedingungen ja nach allen Richtungen hin seit dem Zusammenbruch auf andere Grundlagen gestellt werden mußten. So konnte auch auf dem Gebiete der Mittelschule eine bedeutungsvolle Neuerung ohne allzugroße Widerstände vorgenommen werden.

Die naturwissenschaftlich interessierten Fachleute heben natürlich die Bedeutsamkeit der erweiterten und vertieften Naturkunde hervor (zu den bisherigen Gegenständen noch Biologie und Chemie), es wird weiter Gewicht auf bessere Ausbildung in darstellender Geometrie und Freihandzeichnen gelegt — uns Germanisten jedoch scheint ein dritter Punkt

der wesentlichste zu sein: Stellung des deutschen Unterrichtes im Brennpunkte des ganzen Schulbetriebes. Im Sinne unserer, die Stütze des antiken Geistes immer weniger benötigenden nationalen Kultur muß auch die Schule die wesentlichsten Bildungswerte im eigenen Volkstum suchen. Der deutsche Unterricht soll mit einem Wort nicht mehr bloß ein Einführen in Sprache und Schrifttum, ein Ausbilden des eigenen Stils bezwecken, sondern er soll im weitesten Sinne Deutschkunde sein. Unter Deutschkunde verstehen wir wissenschaftlich die Zusammenfassung derjenigen Wissenschaftsgebiete, die die Äußerungen des Volkslebens zum Gegenstande ihrer Betrachtung machen. Es käme also in der Schule zu den bisher intensiv betriebenen Gegenständen — Literatur, Literaturgeschichte und Sprache — vor allem die Volkskunde im engeren Sinne des Wortes hinzu. Sie vermittelt uns die Kenntnis der Sitten und Gebräuche, der Sagen, Lieder und Märchen, der religiösen Vorstellungen (Aberglauben usw.), Rechtsanschauungen, der Tracht, der Wohnart — mit einem Wort das was das Volk in seinem tiefsten Wesen, in seinem Vorstellen, Fühlen, Wollen charakterisiert. Alles das selbstverständlich auch in eine historische Beleuchtung gerückt, da die inneren Zusammenhänge gerade bei diesen uns ohne historisches Verständnis oft so rätselhaften Erscheinungen nur so erschlossen werden können.

Da es sich um ein Wissen vom Volkstum, namentlich auch um ein möglichst vielseitiges Eindringen in die Tiefen seiner gemüthlichen Entwicklung handelt, wird sich die Deutschkunde in der Folge viel öfter und inniger mit dem Geschichtsunterricht, vor allem aber mit der Kultur- und Kunstgeschichte, aber auch mit dem Religionsunterricht (Religionsgeschichte, Ethik) berühren als bisher.

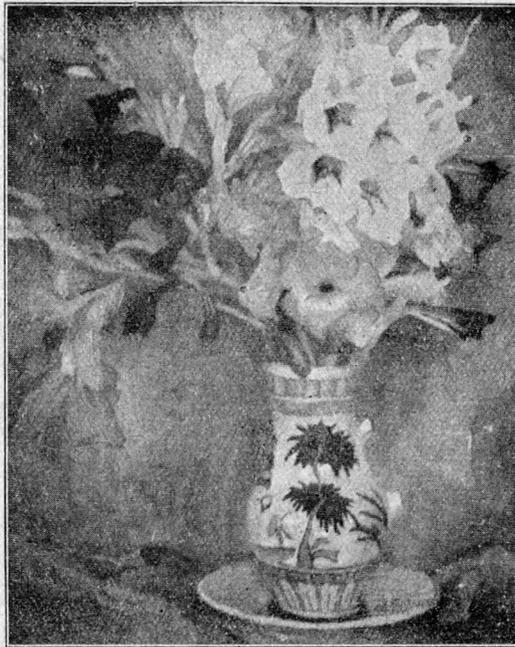
Von geradezu ausschlaggebender Bedeutung wird es sein, daß auch das Leben der Sprache nicht mehr nur durch einem Querschnitt in ihrem gegenwärtigen Zustand ausgeschöpft, sondern auch im Längsschnitt gründlich historisch vor den Blicken des Schülers entwickelt wird.

In fast noch reicherm Maße als innerhalb der Literaturgeschichte kann hier das Empfindungsleben des Volkes in seinen typischen Erscheinungsformen, daneben aber auch die Entwicklung seines Vorstellungs- und Willenslebens zu unmittellbarer Anschauung gebracht werden. Das Denken der Nation in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen kann an dem Mittel der Sprache gleichsam mit dem Seziermesser auseinandergelegt und gegeneinander abgewogen werden. Daß dabei das gründliche Eindringen in die Mundarten, namentlich der eigenen, eine unerlässliche Bedingung sein muß, ist klar. Wieviel tausenderlei feinste Beziehungen des Volkslebens durch sprachgeschichtliche Behandlung des mundartlichen Materials zutage gefördert werden können, lehrt die Lektüre unseres schon in mehreren Buchstaben fertig vorliegenden Siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuchs. Personen- und Ortsnamenfunde — selbstverständlich auch auf dem Boden historischer Betrachtungsweise — treten ergänzend hinzu.

Daß unter solchen Grundvoraussetzungen auch das literarhistorische Gebiet reiche Belebung erfahren wird, leuchtet ein. Das dichterische Werk der einzelnen Epochen erfährt ja durch die intensive Kenntnis der Volksseele eine vielseitigere Beleuchtung als bisher. Unwillkürlich wird neben der ästhetischen die psychologische Betrachtungsweise an Raum gewinnen. Ein weises Maßhalten der Fach-

leute wird allerdings zu verhindern haben, daß unter der Last des großen volkskundlichen und sprachhistorischen Materials das individualpsychologische Interesse (Bedeutung des Genies, Wichtigkeit der Entstehung des Kunstwerkes im Einzel-seelenleben usw.) vom volkpsychologischen nicht erdrückt werde.

Es ist überhaupt eine ungeheuer verantwortungsvolle Aufgabe, die dem Deutschlehrer mit dem Sprung von dem im wesentlichen doch als deutscher Literaturunterricht zu bezeichnenden Spezialgebiet zu der umfassenden Deutschkunde übertragen wird. Es wird doch einige Zeit brauchen, bis wir Fachleute besitzen, die so ausgebildet sind, daß sie aus dem Vollen schöpfen können, d. h. die nötige Übersicht über den ungeheuren Stoff und doch auch recht viel Einzelwissen besitzen. Die Folge eines so aufgebauten Mittelschulunterrichtes kann in weiteren Zeitabschnitten aber nur immer segensreicher werden: Der geistig führende Stand wird mit seinen wesentlichen Bildungswerten im eigenen Volkstum wurzeln, ein Umstand der sich geistig dem ganzen Volke mitteilen muß. Die Kultur der Gebildeten wird eine nationalere, sie wird daher auch eine harmonischere sein, als die klassisch bedingte. Es wird damit eine Entwicklungsstufe erreicht werden, zu der die geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts gesetzmäßig hindrängten. Zu dem — äußerlich aber auch innerlich genommenen — entscheidenden Schritt, der so radikal erfolgte, hat der Weltkrieg verholfen — vielleicht eine der wohlthätigen Wirkungen eines solchen Ereignisses, die es ja immer auch in seinem Gefolge hat, die wir aber noch gar nicht oder nur sehr unklar zu erkennen imstande sind.



Anders-Matysf

Blumenstück.

BCU Cluj / Central University Library Cluj



Anders-Matysf

Bad im Freien.

Mit Gelegenheit

Von Anna Schuller-Schullerus

Es gab eine Zeit — und es ist nicht gar so lange her — da hatte die Eisenbahn den grellen Pfiff des hastigen Alltags noch nicht in unser friedliches Alltal gebracht. Still und ohne zu große Eile gab sich ein zweirädriger Postwagen Mühe, die Kultur, die aus dem deutschen Mutterlande in die sächsischen Städte floß — auch in die Landgemeinden hineinzufragen. Es war ein schöner Wagen — dagegen ist nichts zu sagen. Ordentliches Korbgeflecht zierte ihn und zwei Wagenstangen — zwischen denen das Kulturrößlein seiner hohen Aufgabe nachkam — gaben ihm ein gewisses Ansehen. Aber trotzdem konnte man sich eines ängstlichen Gefühles nicht erwehren, es könnte das Gefährt samt Lenker eines Tages, wenn es plötzlich stehen bliebe, den schönsten Lustpurzelbaum schlagen. Der Postkutscher mag vielleicht auch solche Befürchtungen gehabt haben, denn er saß immer mit gesenktem Kopfe — wohl des Gleichgewichts wegen.

Kann man es da also jemandem verübeln, wenn er seine Briefe und Pakete eher einer ehrlichen Gelegenheit anvertraute als dem Postkarren, der lieber Purzelbaum schlug, als Staatsdienste tat.

Wenn daher irgendeiner einmal in die Stadt fahren sollte, so ging das gleich wie ein Lauffeuer durch den ganzen Ort. Jeder hatte etwas mitzuschicken, jeder etwas bringen zu lassen, und der Glückliche konnte froh sein, wenn er neben den fremden Bestellungen endlich auch an sich denken konnte — wozu er ja eigentlich ein Recht hatte. Aber nie hat er sich dagegen aufgelehnt, denn er bekam seine Sachen ja auch immer „mit Gelegenheit“ — und so war jedermann zufrieden.

Zu dieser Zeit nun sollte auf dem Pfarrhof in Salbach Hochzeit sein. Pfarrers Gusti war Braut.

Wer aber glaubt, Gusti habe ihren Bräutigam in der Stadt gefunden, der irrt sich. Denn dort spielen die Pfarrersmädchen keine große Rolle.

Zwar Gusti mit ihren großen grauen Augen und den langen hängenden Zöpfen konnte schon Gefallen erwecken, man sollte nur sehn, wie sie im Haus herumwirtschaftete und lachte und sang. Der alte Marz, der nachts die Äpfel im Pfarrgarten hütete, bis eines Tages keine mehr da waren, sagte immer sein größtes Lob über sie: Es ist ein Teufelsmädel! Und wie Gusti im Winter auf Tantes Einladung zum Fasching in die Stadt ging, da zweifelte zu Hause und im Dorfe niemand daran, daß sie zum mindesten immer Ballkönigin sein werde.

Wenn Gusti nur gewußt hätte, wie man sich in der Stadt mit einem jungen Herrn unterhält. Das war ihr dunkel. „Wenn mich nun auch jemand etwas fragen sollte, was kann ich anders darauf antworten als ja — oder nein, oder vielleicht: es ist wirklich so — wenn dies mir zur rechten Zeit einfällt.“ Dann verlängert man das Gespräch ein bißchen, auf welche Art immer, hatte Mutter gesagt, aber Gusti hatte nur schmerzlich gelächelt.

Auf dem Ball sah sie sehr herzig aus, nur hatte man sie leider hoch frisiert, und weil sie daran nicht gewöhnt war, schüttelte sie immer den Kopf, ob die Frisur auch fest säße; es sah aus, als sage sie immer: ei, ei! Dann spielte die Musik, Gusti hatte Zeit, ihr zuzuhören, niemand sagte zu ihr: Darf ich bitten? Es lag ihr etwas Schweres auf der Brust, wie noch nie. Da brachte ihr ein Be-

fannter Tantes einen Tänzer — eben hörte die Musik auf. Der Herr bot ihr den Arm zum Rundgang.

Nun muß ich mich unterhalten! dachte sie verzweifelt und drehte das Taschentuch zu einem Knäul. Verlängern, nur verlängern, hatte Mutter gesagt.

„Heute ist es aber heiß hier!“ begann der redegewandte Herr, o der war sicher nie um eine Unterhaltung verlegen. Die arme Gusti, um zu verlängern, tat, als ob sie nicht gut gehört habe und sagte treuherzig: „Was schaffen?“ Zum Glück begann die Musik wieder und sie tanzten; so sah Gusti nicht, wie der Herr lachte. Sie war froh, als sie wieder auf ihrem Platz saß; sie wünschte auch gar nicht mehr zu tanzen und — man denke nur — sie dachte dort mitten im Balltrubel, was die zu Hause jetzt wohl machen: Vater geht sicher im großen Zimmer auf und ab und lernt Predigt — morgen ist Sonntag und Mutter haspelt ihr Garn von den Spindeln ab — am Sonnabend spinn man nicht — und denkt dabei immer nur an Gusti. „Meine Mutter!“ sagte Gusti, und auf einmal stehn ihr die Augen voll Tränen. „Nach Hause, nur nach Hause!“ Und dabei zog ein glückliches Leuchten über ihr Gesicht. Sie hörte schon Vater sagen: es war so still ohne dich. Vergessen sind hohe Frisur und alle sonstigen Schmerzen. Nach Hause, und alles ist wieder gut.

Nach Hause. —

Am nächsten Morgen fuhr Gusti wirklich nach Hause und saß wieder in ihrem gemütlichen Mädchenstübchen und spann und war vergnügt. Von der Stadt aber wollte sie nichts mehr hören, nicht einmal das Tageblatt durfte ihr vor Augen kommen, und wagte sich je noch ein Gedanke zurück an den schönen Ball, so sang sie ihn sofort mit Todesverachtung weg, und die Schneeflocken wirbelten lustig im Takt dazu.

Dann wurde es Frühling, Ostern kam mit seinen Veilchen, mit den Feiertagen der große Bruder, der seinen Freund zu den Ferien mitbrachte. Dann kam eine Zeit, wo Gustis Mutter dachte, sie sähe sich wieder in ihrer schönsten Zeit.

Gusti aber sang nicht mehr; mit gesenktem Kopf ging sie durch die langen Gartenwege, und wenn sie still stand, hörte sie das Herz klopfen — immer sah sie zwei braune fragende Augen vor sich.

Und dann war sie Braut.

Nun sollte die Hochzeit sein.

Eine ganz kleine Hochzeit, nur die nächsten Verwandten.

Mit den Einladungen aber war es eine schwere Sache. Die Einladung an die Verwandten in der Stadt mußte man freilich mit der Post riskieren, die würden in diesem häßlichen Novemberwetter doch nicht kommen. Denen aus der Marktgemeinde würde es der Pfarrersknecht, der das schöne Hochzeitskorn zur Mühle fahren sollte, sagen, und diese könnten es ja leicht mit einer Marktgelegenheit dem Pfarrer von Unterden, dem Bruder des Hochzeitsvaters, sagen lassen. Aber Fannitante, die liebe Fannitante, die immer ihre Schlüssel und Brille verlegte, die mit dem goldenen Herzen für all ihre vielen Neffen und noch mehr Nichten, bei denen sie wieder jung ward, oder umgekehrt, bei der jene wieder zu Kindern wurden — wie sollte man sie es wissen lassen? Sie wohnte so weit, nach Felden fuhr aus dieser Gegend — außer der Post — selten ein Wagen.

„Mutter“, rief der kleine Ganzi, „eben ist ein Felder um Holz nach R. hier durchgefahren; es ist der, der mit Fannitante im Frühjahr hier war, ich erkannte ihn an den Pferden. Ich fragte ihn: „Sind sie derselbe?“ Darauf sagte er: „Ja, was begehrest du?“ Aber ich lief schnell her, es euch zu sagen — Nach-

mittag wird er zurückkommen. Habe ich es nun auch einmal gut gemacht?"

Hanzi sah auf die große Schwester, die so „streng“ war, die ihn immer schalt, wenn er die Sachen im Schubladkasten einquetschte oder die Türe immer offen ließ, und aller Ruchendunst hereinkam.

„O du Goldener!“ sagte die Braut und nahm das Brüderchen am Kopfe fest. „Nun darfst du dir auch einmal die Füße nicht abtrocknen, wenn du aus dem Garten hereinkommst — wohin gehst du da? Siehst du nicht, daß da eben frisch gerieben ist? Nur heraus, komm und wasche dich, du kleiner Schmutzknäuel.“

„Wer kommt denn?“ fragte Hanzi, „oder sollen wir irgendwohin gehn?“

„Das ist herrlich“, sagte Mutter und schnitt aus einer Konfistorialeinladung das Unbeschriebene heraus, „nun schreibe ich Tante und lade sie zur Hochzeit ein und kann ihr zugleich die versprochenen Erbsen schicken — Ihre hätten Wieweln!) — während der Hochzeit kann ich nicht daran denken; den Brief stecke ich ins Erbsensäckchen.“

„Mütterchen, laß auch mich etwas hineinschreiben, daß Tante ganz bestimmt kommt“, bat Gusti.

Eine Träne fiel auf das Papier, sie dachte der vielen glücklichen Ferientage, die sie in dem lieben Hause hinter der Kirche verlebt hatte — das viele Singen und Spazierengehenmüssen, wenn sie bei Tante war — konnte sie ihr gern verzeihn.

„Lisken, wo bist du? Komm schnell her! Lauf rasch vor die Kirche und warte auf den Felder, gib ihm die Säckchen und bitte ihn, er solle es der alten Frau Pfarrerin geben; hast du verstanden? Bist du noch immer hier?“

Die Arbeit wollte der Mutter nun fast über dem Kopf zusammenschlagen, der Hochzeitstag rückte immer näher heran, nun war bis dahin nur mehr eine Woche. Sie sagte: „Wie wird dies noch alles werden. Wenn ich daran denke, gibt es mir einen Stich ins Herz.“

„Du machst es schon, ich zweifle nicht daran“, sagte Vater ganz beruhigt. Das Schmeichelte ihr zwar ein bißchen, aber ruhiger wurde sie nicht davon, im Gegenteil, wie Fannitante immer sagte.

Nun rückte schon die Hilfe heran, die Cousinen kamen und wollten Hochzeitskuchen backen helfen und auch sonst im Wege stehn. Es war Arbeit und Fröhlichkeit im ganzen hochzeitlichen Pfarrhaus.

Nur der Braut wollte das Lachen nicht mehr recht gelingen — sie wurde ganz weich.

Hanzi und Gretchen sahen die große Schwester so manchmal von der Seite an. Sie schien ihnen ganz verändert. Sie durften wie und wann immer durch die Zimmer laufen, und neulich half sie Hanzi sogar die dumme Kappe suchen, ohne auch nur die gewiß billige Bemerkung zu machen: Siehst du, ich sage es dir alle Tage —.

Sie sollte nun von zu Hause fort, sollte von nun an nur ihren Mann lieb haben. Nein, die Bibel hatte nicht recht, wenn sie sagte: Niemand kann zwei Herren dienen. Gusti konnte es. Ihren Mann wollte sie lieb haben, aber die von zu Hause, konnte sie die vergessen? Nein! Sie wußte, da war sie doch immer daheim und — die Bibel hatte doch recht: es ist ja nur ein Herr, dem sie dienen soll, und das ist die Liebe. Der große Herr, der größte Herr im Himmel und auf Erden. Ihm braucht sie nur nachzufolgen, dann verliert sie das Vaterhaus niemals und kann glücklich sein im eigenen Hause, immer an der Hand des einen einzigen

1) Kleine schwarze Käferchen in den Erbsen.

Herrn; man heißt ihn auch unser Herrgott, denn Gott ist ja die Liebe.

„So komm doch lieber und hilf ein bißchen!“ rief Grete, die sich als angehender Backfisch sehr wichtig vorkam, aufmunternd der Schwester zu. „Nimm, rühr diese Eier mit dem Zucker ab, ich muß nachsehen, ob mir die Cousinen nicht wieder meine Tortenform versteckt haben.“

Das war eine Geschäftigkeit sondergleichen; Hanzi klopfte Nüsse auf und machte es ganz wie im Aschenbrödel die Täubchen — nur umgekehrt.

„Hanzi, sag Palukes¹⁾“, lachte Grete; Hanzi schluckte, bis er braun ward.

„Mutter, weißt du noch, wie Fannitante bei der Präsentation Kümmel statt Anis in den Einback gerührt hatte, und dann so beruhigend sagte: Laßt nur, jetzt macht es sich.“

„Wie sollte ich das vergessen haben! Ich kann mir nur nicht denken, warum sie noch nicht da ist. Daß sie die Einladung erhalten hat, weiß ich bestimmt, denn der Felder Bauer, der wieder hier durchfuhr, sagte mir, er habe das Säckchen ihr selbst in die Hand gegeben. Aber vielleicht kann sie in diesem häßlichen Novemberwetter, bei den grundlosen Wegen gar nicht kommen. Die Jüngste ist sie auch nicht mehr. Hanzi — was suchst du da? Die Ziweden sind schon gepuht! Hand weg! Herein!“

„Glückselige Morjen! wä huet de tugendsem Frä kenne rēsten?“²⁾

„Gut, wie habt Ihr geschlafen?“

„Et giht det Gered, wa wonn em sich hae zed er Hochzet schäck, nea duacht ich, wonn ich och äst hädrin kanjd, en bronjen hä e kll Geschint.“³⁾

¹⁾ Maisbrot.

²⁾ Glückseligen Morgen! Wie hat die tugendsame Frau rasten können?

³⁾ Es geht die Rede, wie wenn man sich hier zu einer Hochzeit richtete, da dachte ich, wenn ich auch etwas beitragen könnte und bringe hier ein kleines Geschenk.

„Rikeriki!“ rief es unter dem Tuch hervor.

„Es ist ein Hahn!“ rief Hanzi, der immer gleich alles wußte.

„Aber warum habt Ihr euch Schaden getan?“

„Et äs dich neche Schäden, mer hunt dich garn —“⁴⁾

„Rik —“ rief der Hahn, aber die Frau hielt ihm den Schnabel zu.

„Sieh Mutter, wie schöne Sporen er hat, der ist gewiß schon alt.“ Mit einem Auge winkte Mutter dem klugen Hanzi zu, der sofort merkte, was das bedeutete, mit dem andern lachte sie der Nachbarin zu und sagte: „Aber der Hahn ist schön fett! Ihr habt ihn sicher immer nur mit Kukuruz gefüttert.“

„Ei wot sil, mät Kukuruz! E äs dich aenj äf'm Hof eram getändaert; duer flejen dich fralich vill Rejtscher, och vum Dreschen, och vum de Schwenjen.“⁵⁾

„Habt Ihr viel zu dreschen gehabt in diesem Jahr?“

„Na mer hatten dich ewennich; der Hiul hat bam Rondschebarich — wa mir dich sprechen — iwerdrium, mer hatten dich enwefel Faedercher; ellin suir dā vill Meller —“⁶⁾

„Wenn die Kinder groß sind, werdet Ihr dann auch viele Hilfe an ihnen haben. Euer Honno wird ja bald schneiden helfen?“

„Eha, hie schnejd — vum Bruid. Na ech warde schaer giu sellen.“⁷⁾

⁴⁾ Es ist ja kein Schaden, wir haben es ja gern —.

⁵⁾ Ei ja wohl mit Kukuruz! Er hat ja immer auf dem Hof herumgeschüffelt; dahin fliegen ja freilich viele Körner, auch vom Dreschen, auch von den Schweinen.

⁶⁾ Wir hatten ja ein wenig; der Hagel ist nur strichweise gewesen und hat beim Rondscheberg — wie wir sagen — übertragen, so hatten wir ja ein paar Fuhren; aber für die vielen Mäuler —

⁷⁾ Ja, er schneidet — vom Brot. Na jetzt werd' ich aber gehn müssen.

„Warum bleibt Ihr nicht noch ein bißchen?“

„Dehin warde se och af mich wuerden. Ech wänjtſchen aſer Fraila Brejt vill Gläc och Segen af den noe Wiech; et wid es hart ſenn, wo mer et nemmi alle Sänjdich an de Kirich ſae kunn. Und wä beriedt wör et mät allen de Lejden! Na Gott erhölt ſe, Guſtochen, net vergeſſe ſe aſer! Gott erhölt de Fra Motter mät Gefänjd — ech dunken, ech kü nemmi dränken.“¹⁾

„Es iſt doch ſchön, wie die Leute Anteil an unſerer Freude nehmen“, ſagte Mutter, als die Nachbarin fort war.

„Die Hühnerſteige iſt ſchon gefüllt, und mit der Milch weiß ich nicht, wohin. Hanzl, ſag Viſken, ſie ſolle den Hahn in den untern Hühnerſtall geben.“ Hanzl drückte ſich ſchnell zur Türe hinaus, daß die Sporen der Mutter nicht doch noch in den Sinn kämen; biß dahin hatte er immer nur auf einem Bein geſtanden.

„Herein!“

„Der Fra Motter en geoden Döch, wä ſiht det Befänjden?“²⁾

„Ich danke, gut; wie geht es Dir, Gebatterin?“

„Och mir liewen dich. Ech wänjtſchen vill Gläc ze deſem Fremiul, en bidden, de Fra Motter ſil es mät aſem Geſchint net verſchägen — en klt Giub, en gruiß Fränjdschejt.“³⁾

¹⁾ Daheim werden ſie auch auf mich warten. Ich wünſche unſerm Fräulein Braut viel Glük und Segen auf den neuen Weg; es wird uns hart ſein, wenn wir ſie nicht mehr jeden Sonntag in die Kirche ſehn kommen. Und wie beredt war ſie mit allen den Leuten. Na Gott erhalt Sie, Guſtochen, nicht vergeſſen ſie unſer! Gott erhalt die Frau Mutter mit Gefundheit — ich danke, ich kann nicht mehr trinken.

²⁾ Der Frau Mutter einen guten Tag, wie ſieht das Befinden?

³⁾ Auch wir leben ja. Ich wünſche viel Glük zu dieſem Ehrenmahl, und bitte, die Frau Mutter ſolle uns mit unſerm Geſchenk nicht verſchägen — ein kleines Geſchenk, eine große Freundschaft.“

„Du haſt den Kuckuck geſehn, Gebatterin! Was für einen dicken Butterklumpen Du bringſt! Habt ihr denn ſo viel Milch?“

„Ech hät dich och mi bruacht, äwer wi hat un eſenjent enzt geduacht! Et äs es ewennich ze geneſlich kunn, mer hun den Härre Brejdchem och näfeſt an de Gäß ſae kunn. Dennich hiä ſiut och glät — wuer ſölte mät dem kükke Gebräſſel.“⁴⁾

„Es iſt ja übrig genug, Gebatterin, aber bleib noch ein bißchen ſitzen und trink aus.“

„Na hälſ Gott, de Brejd ſöl liewen! Gott erhölt de Fra Motter!“⁵⁾

„Gott erhalt Dich auch; wir danken ſchön; grüß mir den Gebatter.“

„Ech dunken, ech wällt net anjderliuſen.“⁶⁾

„Mutter, Mutter, die Burſchen ſehen zwei Tannen mit Miſpeln vor das Tor auf, ſo hoch ſind ſie, ich kann faſt nicht biß hinauf ſehn!“

„Dann müſſen ſie aber wirklich hoch ſein!“ lachte die Braut und nahm das Brüderchen in den Arm.

„Nun, geht es, geht es?“ der Vater ſtand in der Tür und ſah ein bißchen zu.

„Vater, ſieh nur, wie der Einbaß ſteigt“, ſagte Guſti ganz ſtolz.

„Iſt der aber ſchön! Wann kommt Rudolf?“

„Der kommt eben nur zum Polterabend; die Mädchen haben glaube ich großes vor.“

„Auch ich mache etwas, ihr erratet es beſtimmt nicht“, ſagte Hanzl und nahm

⁴⁾ Ich hätte ja auch mehr gebracht, aber wer hätte an ſo etwas jezt gedacht. Es iſt uns ein wenig zu ſchnell gekommen, wir haben den Herrn Bräutigam auch niemals in die Gaſſe kommen ſehn. — Er (mein Mann) ſagte auch — wohin ſollſt du mit dem unnützen Zeug.

⁵⁾ Na helf Gott, die Braut ſoll leben. Gott erhalt die Frau Mutter.

⁶⁾ Ich danke, ich will es nicht unterlaſſen.

schnell die Rappe ab — es war nicht geraten, sie in Gegenwart des Vaters im Zimmer auf dem Kopfe zu halten. —

Alles war wohl geraten. Die Mehlspeisen, die gefaltene Hanflich, die verschiedenen Braten; das Haus war festlich geschmückt. Nun mochten die Gäste kommen. In der großen Stube übten die Mädchen noch einmal ihre Scherze für den Polterabend durch; eben hörte man ganz Schmerz zerrissen singen: „— welche sterben, wenn sie lieben.“

„Sie kommen, sie kommen!“ Hanzi stürmte herein und rannte den knienden Usra fast um. „Die Städter kommen, Vater, Mutter, sie kommen!“ Fast überschlug sich ihm die Stimme.

„Sie haben demnach den Brief durch die Post doch bekommen, wie mich das freut!“ sagte Mutter und warf schnell die Küchenschürze fort, und nun gingen sie alle den Gästen entgegen.

Es ist doch etwas Schönes um die Verwandtschaft. Ist man auch weit von einander, verstreut durch das Leben nach allen Seiten, wenn du die Verwandten brauchst, sie kommen — sei es zu einer Freude, sei es zum Leide. Hat es auch manchmal etwas untereinander gegeben, das Blut spricht: verzeih, du hast ja sonst niemanden — und du verzeihst. Wenn sie nun so freudig zusammenstehen, siehst du es ihnen an, daß sie so lange getrennt waren? Das ist eben die gleiche Gesinnung, nur wie eine einzige große Familie. Es war ein feierlicher Augenblick, als sich die alten treuen Hände zum Glückwunsch fanden — die Augen standen voll Tränen.

„Wenn ich nur wüßte, woher das Wort Hochzeit kommt,“ fragte Grete sich im Stillen und trocknete sich die Augen, „ob es eine Zeit ist, wo man immer weint, oder wo es vergnügt und lustig zugeht. Wozu ist nur die viele Rührung?“

„Er kommt, er kommt!“ trompetete Hanzi, dem es unheimlich zu Mute geworden war, und der aus Verlegenheit immer an das Fenster schlug. „Nun Gustel, nun findest Du Dein Tuch nicht — nimm meine Ra... — doch wo ist Gusti?“ Aber Gusti hatte ihn zuerst gesehen, da kamen sie schon die Treppe herauf; sie sah ihm in die schönen braunen Augen, und er hielt sie fest an der Hand — er hat sie auch nicht mehr freigelassen.

„Jetzt kommt Fannitante nicht mehr, bringt das Essen herein,“ sagte Vater zu Mutter, setzte sich zu den Gästen, und sie sprachen von allerlei: von den schlechten Wegen, und daß man nun doch endlich eine gute Straße bauen könnte; man könnte ja fast nicht mehr fahren, man wäre jetzt bald nur noch auf die Post angewiesen, wenn man von einander hören wollte.

Das Essen war sehr gut; die Mädchen fingen schon an, unruhig zu werden, der Polterabend begann.

Und was sie alles aufführten! Der Usra gelang glänzend, sogar eine Träne trug er ein, aber nur von jemandem, der bei jeder Gelegenheit weinte, das hatte also nicht viel zu sagen. Der Glanzpunkt war aber doch ein lebendes Bild: Die Mitwirkenden sahen alle auf einen schönen goldenen Stern und schlugen verwundert die Hände zusammen. Was war das? „Nun, ratet ein wenig, denkt nach, nicht macht es euch so leicht!“ ermunterte Grete.

„Ich weiß es,“ sagte Gusti und wurde rot.

„Sag mir's auch,“ bat der unehrgeizige Bräutigam; sie sagte es ihm ins Ohr — ein goldner Widerschein von dem Stern ging über sein Gesicht; wie hatte er es auch nur nicht gleich erraten können!

„Sterntaler!“ riet Mutter.

„Aber Mama, wo bleiben die Taler?“ lachte Vater.

„Die sind eben schon zur Erde gefallen,“ meinte Mutter schnell gefaßt.

„O Stern — Ostern ist es, ein Rätsel mit sehr tiefem Sinn — wo unser verehrtes Brautpaar sich zum erstenmal sah,“ erklärte Grete.

„Ostern,“ sagte Gusti leise, es war ihr, als spüre sie wieder den Duft der ersten Weilchen, die er ihr gegeben hatte vom Rain im Garten.

„Hanzi, was polterst du da so viel herum?“ fragte Mutter!

„Warum, warum!“ jubelte der Kleine und machte einen noch größeren Lärm oben, mitten auf dem Tisch.

„Führst Du vielleicht gar jetzt deinen Rebus auf?“

„Nun ja,“ sagte er stolz, „seht ihrs denn nicht?“

„Tischchen deck dich!“

„Nein!“

„Kumpelstilzchen!“ neckte Grete.

„Nein — viel tiefer!“

„Polter —“

„Sei still Gusti, ich will es sagen“, schrie Hanzi — „es ist — Polterabend.“

„Wieso denn?“

„Hab ich denn nicht gepoltert?“

„O mehr wie genug.“

„Nun also — Polter aben, aben auf dem Tisch.“

„Das war doch das Schönste, das Ausdrucksvollste,“ sagte Mutter, als sie sich vom Lachen erholt hatten. „Aber nun, ihr Lieben, es ist spät, und morgen ist ein großer Tag, da brauchen wir die Kräfte. Schlaft auch gut.“

Es war ein fröhlicher Polterabend gewesen; nur Fannitante, die liebe Fannitante war trotz allem Warten nicht gekommen.

Es hatte schon in die Hochzeitskirche geläutet; die Feierlichkeiten im Hause waren vorüber. Nur danken sollte Gusti ihren Eltern noch für alles.

Nur danken —

Gusti, dazu reicht auch dein ganzes Leben nicht.

Der Vater traute das junge Paar.

„Und der Herr sprach: Simon Johanna, hast du mich lieb?“

Da war es wieder der große Herr, der eine Herr.

„Ja, Herr!“ klang es in Gustis Herzen.

„So vertraue auf mich — so führe ich dich.“

Es war eine lustige Hochzeitsgesellschaft an der Tafel; obenan saß das Brautpaar und ließ sich anreden.

Wie Grete die erste Träne bemerkte, meinte sie: „Gott sei Dank, daß nicht ich die Gefeierte bin.“ Aber mitten in aller Fröhlichkeit wurde es ihr auf einmal klar, was sie verlieren sollte — die Schwester, die Freundin. Wie leer würde das Mädchenstübchen sein — wer würde nun Mutter das Viele helfen, und am Abend — wenn Ruhe im Haus war, Mutter Lieblingslied, das diese so gern am Klavier begleitete, singen — Vöglein, wohin so schnell? Das Vöglein flog fort, und das Haus, der Garten blieben leer.

O Schwester.

„Grete, komm wir stoßen an.“

Grete trocknete verstohlen die Augen.

„Ich bin dabei.“

„Was wir lieben,“ sagte Hanzi mit großen ernsthaften Kinderaugen.

„Aha, die neue Peitsche!?“

„Aber Grete, ich bin doch kein Kind mehr! Mutter, Grete sekirt mich immer!“

„Doch keine Spur davon! Her mit Deinem Glas, also was wir —“

„Sie kommen mit dem Rocken,“ jubelte Hanzi.

So war es auch.

Zur Türe herein bewegte sich ein Zug von sächsischen Frauen und Mädchen in der Volkstracht. Die zwei ersten Frauen

trugen einen Kocken mit einem schönen großen Wocken aus Hanf, an dem viele hölzerne Spindeln, Löffel, Nüsse, Äpfel und bunte Bänder hingen.

Sie sangen das Kockenlied.

Sie sangen vom Burschen, der das Mädchen auf dem Wege zur Kirche gesehen, wie er zu ihr tritt und um ihre Liebe bittet. Sie sangen von der Braut, die an den fremden Tisch geführt wird, an den fremden Herd, in das fremde Haus.

„Simon Johanna, hast du mich lieb?“ Gusti atmete schwer.

„Na wälle mer gohn,
mer wälle nemmi stohn,
mer wällen äser Brokt en Kocken drön.
Wat drö mir är him?
Will Hil uch Gläc,
derzä en Jöken Honef, derzä en Jöken Honef.
Wat schin sich dräm eräm?
E Wänjtergränekränz.
Stoht af ir schöne Brokt und fohrt en än
ir Händ.“¹⁾

Und nun hielt die Braut den Kocken in der Hand.

„Ach wie viel Nüsse! Nun spielen wir Hammer und Amboß!“

„Ei wie nicht! Die gehören doch der jungen Frau, die nimmt Gusti mit.“

„Laß gut sein, Hanzi,“ tröstete Grete, „Gusti gibt dir gewiß eine von den bunten Papierketten.“

„Spotte nur immer, dir bringt man noch lange keinen Kocken.“

Grete war geschlagen.

Es war lauter Fröhlichkeit überall,

¹⁾ Nun wollen wir gehn,
wir wollen nicht mehr stehn,
wir wollen unsrer Braut einen Kocken tragen.

Was tragen wir ihr heim?

Viel Heil und Glück,

dazu einen Wocken Hanf, dazu einen Wocken Hanf.

Was schlingt sich drum herum?

Ein Wintergrünkränz.

Steht auf Ihr schöne Braut und fangt ihn in die Hand.

nur im hintersten Winkel des Herzens, da fehlte allen etwas, es war Fannitante, die von allen so gerne zum Ziel der Witz gemacht wurde, wobei der Ungreifer aber sehr auf der Hut sein mußte, denn Tante verstand es sehr fein, den Spieß umzukehren. Und dann der Hohn der Andern!

Wie fehlte doch allen ihr goldener Humor, der überall wärmte und leuchtete.

„Wenn wir nur wüßten, was mit ihr ist!“

„Krank ist sie nicht, sonst hätte sie wohl einen Boten geschickt. Es ist ihr einfach zu kalt gewesen.“

„Wie schade. Bis zum Frühjahr sehn wir sie nun nicht mehr; die Fahrwege werden ja nun grundlos, und mit dem Briefschreiben wird auch nichts mehr sein, da das Holz schon alles geführt ist.“

„Vater, bitte spiele auf dem Klavier einen Schottischpolka. — Ich will Grete zeigen, daß ich ihn doch kann.“

„Aber Hanzi, du springst doch immer einmal zu viel! Wir kommen nicht in Takt.“

„Laß sein, nun springe ich zweimal weniger, dann gleicht es sich aus.“

Die Hochzeit war vorüber, der Wagen stand gepackt und angespannt im Hof. Es war ein schwerer Abschied.

„Du bist hier immer daheim, wenn du nun auch in die eigene Heimat gehst“, sagte Vater.

„Mutter!“

„Ach Gusti, geh nicht fort,“ weinte Hanzi, der erst jetzt merkte, wie ernst es wurde, „ich will mir die Füße immer hübsch abtrocknen und die Schublade immer gut — Gusti bleib hier!“

Aber der Wagen fuhr zum Tor hinaus, nun war er schon auf der Brücke.

„Gusti!“ hörte sie den kleinen Bruder rufen.

„Simon Johanna, hast du mich lieb?“

Zum erstenmal sollte sie nun Antwort geben.

„Erix, Erix!“

„Wot schäff?“ ¹⁾

„Erix, hörst du nicht, Erix!“

„Wot schäff?“

„Bist du da? Was tust du?“

„Ich schleße Faddern.“ ²⁾

„Ja? Dann ist es gut.“

Die alte Frau Pfarrerin von Felden blickte ratlos in die Zeitung — jetzt, am helllichten Tag Federn rupfen, wo die andern Leute nicht wußten, was sie von ihrer vielen Arbeit zuerst angreifen sollten. Aber wie konnte sie ihr auch immer große Arbeit geben in ihrer kleinen Wirtschaft.

„Erix, Erix!“

„Wot schäff?“

„Geh nimm die Schaufel und grabe einen Streifen Erde im Garten um für die Erbsen.“

„Chä, chä.“ ³⁾

„Es ist nicht zu früh, und wenn sie auch gefrieren sollten, so setzen wir andere, ich kann dich nicht mehr so müßig sitzen sehn.“

Die Frau Pfarrerin setzte sich wieder auf ihren Lehnstuhl; es ward wieder still wie vorhin; die Sonne schien so warm herein, wie konnte nur die Brille anlaufen. Sie konnte nun beruhigt weiter lesen, aber sie mochte nicht. Es überkam sie auf einmal ein Gefühl der Einsamkeit, und sie war doch das Einsamsein gewöhnt — lange Jahre waren es her, seit ihr Mann gestorben und sie aus dem schönen Pfarrhaus in das Witwenhäuschen hinter der Kirche übersiedelt war. Aber sie war doch nicht immer allein gewesen, wie oft kam doch Gusti — da war das sonderbare Gefühl wieder — es gab ihr ordentlich einen Stich ins Herz — was konnte es nur sein? Wie

leicht vermag uns ein einziges Wort an vergangene Dinge zu erinnern, die wir schon längst vergessen glaubten.

„Ich muß doch nachsehn, ob Erix sich sputet, damit sie heute noch die Erbsen —.“

Die Erbsen! Das war das Wort!

Sie sah sich wieder mit dem Erbsensäckchen in der Hand stehn und den Holzfuhrmann ausfragen, ob er ihr denn nicht einen Brief oder wenigstens eine Botschaft gebracht hätte. Aber er hatte nichts gebracht, und sie wußte doch, es würde in den nächsten Tagen Gustis Hochzeit sein, und sie wußte nun auch, daß sie dazu nicht geladen war.

Es hatte weh getan — wie weh.

Aber — hatte sie nicht selbst immer geraten, die Hochzeit nur klein zu machen — wozu die vielen Ausgaben — vielleicht hätte man dann ihretwegen auch andere noch laden müssen. Ja — so wird es gewesen sein — man darf sich nur nicht gleich alles so zu Herzen nehmen — aber es schmerzte noch immer — Gusti — ihre Gusti konnte ohne Fannitante Hochzeit halten! Nein, sie wollte nicht böse sein! Dem Hanzl wollte sie, wenn er auf der hohen Schule sein würde, zu Christtag, Ostern, Geburtstag und sonstigen Feiertagen „gratulieren“, und wenn auch in jedem Monat einer sein sollte. Und Gusti — Gusti konnte schon ohne Tante auskommen, sie hatte es ja gezeigt — und — und Gusti — die Brille lief wieder an — und Gusti wollte sie den Schlüssel von der alten geblühten Pfarrerstube, in der bis hoch hinauf Linnen und Damastzeug aufgestapelt lag, zur Hochzeitsgabe schicken, und den Eltern der Kinder wollte sie sagen: nein, ich bin nicht ein bißchen gekränkt.

Und dabei rollten ihr die Tränen.

„Ich bidde Fra Mutter, wiu senn de Urbes?“ ⁴⁾

¹⁾ Was schaffen? (Was ist gefällig?)

²⁾ Ich rupfe Federn.

³⁾ Ja, ja.

⁴⁾ Ich bitte Frau Mutter, wo sind die Erbsen?

„Dort im Säckchen in der Kammer.“

„Ich finde sie net!“¹⁾

„Du wirst auch je etwas finden!“

Die Frau Pfarrerin stand auf und sah selbst nach.

„Da sind sie doch.“

„Chä wärllich!“²⁾

„Nun flink aufgebunden, es ist bald Abend.“

„Et äs verkneddert — dat dich — aha — wot äs hä — ich dank — Fra Mutter e Bräf!“³⁾

Die Frau Pfarrerin wurde rot und blaß.

„Ein Brief? Gib ihn her! Wo ist meine Brille — schnell meine Brille — ich hatte sie doch hier! Na, jetzt sag ich nichts mehr, eben erst laß ich doch mit ihr! Tritz, so rühr dich doch, such unter dem Stuhl — na — in der Tasche hab ich sie auch nicht — wo im Glend kann sie sein, ich verlege sie doch sonst nie — was lachst du?“

„De Fra Mutter heet se äfm Stern!“⁴⁾

„Wenn ich sie nur habe.“

Sie saß wieder im Lehnstuhl, die Sonne schien so warm herein, aber die Brille — sie lief wieder an.

Salbach, am 2. Nov. 18.

Meyne liebe Franziska!

Mit Freuden ergreife ich die Feder, um Dir zu wisse zu tun, daß wir bis über die Ohren in der Arbeit seyn. Du weißt, daß unsere Auguste den 7. d. M. heyraten wird, und so bitten wir dich, auch zu diesem Freudenfeste zu kommen. Meyn Hartorius ist mit der Predigt

¹⁾ Ich finde sie nicht.

²⁾ Ja wirklich!

³⁾ Es ist verknotet — daß dich — aha — was ist hier — ich dächte — Frau Mutter ein Brief!

⁴⁾ Die Frau Mutter hat sie auf der Stirne.

beschäftigt, ansonsten würde er Dir schreiben; aber ich kann nicht mehr warten, dieweil ich sonst diese gute Gelegenheit verpasse. Sie haben keine Wieweln. Also auß Wiedersehn und bringe auch dein Baumstrizelholz mit.

Deine Auguste Susanna.

Liebe Tante!

Damit Du ganz bestimmt kommst, schreibe auch ich Dir; ich bin jetzt ein bißchen die Hauptperson, da muß man mir gehorchen. Aber du kommst gewiß auch gerne, denn du weißt, wie lieb wir Dich alle hier haben, die Du uns immer wie eine Mutter warst.

Ich schließe, Mutter kommt schon mit dem tropfenden Siegel-lack. Auf frohes Wiedersehn!

Deine
Gusti.

„Tritz, komm schnell herein, laß die Erbsen, es ist ja doch noch zu frühzeitig, sie erfrieren uns doch nur. Lauf geschwind zu meinem Fuhrmann, ob er mich nicht nach Salbach fahren könne — aber lauf schnell, nimm dir die Füße in die Hände!“

Die Frau Pfarrerin lief immer im Zimmer umher und suchte sich die Sachen zusammen; das Brillenfutteral hielt sie fest in der Hand.

„Das sind doch die guten Leute, wie das Brot! Wie konnte ich nur denken, sie hätten auf mich vergessen! Wie gut ist es doch, daß ich ihnen schon vorher verziehen hatte, wie müßte ich mich nun vor ihnen schämen. Wo ist nur mein graues Tuch? Und Gusti, die Gute, wenn sie es wüßte — aber ich hatte es doch immer in der obern Schublade — ich — gebe ihr auch meine blaugemalten Teller, die ihr immer so gut gefallen, — sollte ich nicht diesen Nachmittag darauf

gegessen haben? — und den Schwur auf dem Rütli, daß sie auch ein schönes Bild haben. Na, da bist du endlich! Ich weiß ja, ich verlege mir nie — was ist das für ein Gepolter — kommt Trix schon mit dem Wagen? Ich fahre nun schnell zu ihnen und kläre alles auf. Sei sieh, ein fremder Wagen! Mein Gott — seh ich recht — die Salbacher Pfarrersleute selbst, meine guten Leute! Wo ist meine Brille?“ Die Frau Pfarrerin eilte ganz außer sich ihren Gästen entgegen, vor Freude fand sie keine Worte.

„Das ist schön,“ sagte sie endlich, „na, schön, schön, und auch das junge Paar, wie mich das freut — ich bin gar nicht gekränkt.“

„Worüber solltest Du denn gekränkt sein?“ fragte der Herr Pfarrer von Salbach ganz verwundert. Fannitante lachte verlegen, mit dem Lachen half sie sich noch aus jeder Verlegenheit; sie merkte, daß sie sich verraten hatte.

„Was war denn nur mit Dir bist Du gesund — warum kamst Du nicht zur Hochzeit? Wir haben uns so viele Sorgen gemacht.“ Sie saßen nun schon drinnen im gemütlichen Zimmer. Fannitante erzählte die ganze Geschichte. Sie waren alle sprachlos.

„Und du konntest wirklich glauben, wir würden dich nicht einladen?!“

„Ich wußte, es würde nur eine kleine Hochzeit sein, aber glaubt es mir, es ist gut, daß es sich so aufgeklärt hat. Ich — hätte es immer gefühlt.“ Gusti kam heran und legte den Arm um die Schulter der Tante. Es ward auf einmal still, ein Engel flog durchs Zimmer — ein guter Engel.

„Fannitante, sollen wir nicht „Die Wacht am Rhein“ singen?“ fragte Hanzl, der natürlich auch mitgekommen war.

„O ja“, lachte Tante mit noch nassen Augen; es war dies ihr Lieblingslied, mit dem man sie immer neckte, und das man ihr bei jeder Gelegenheit singen mußte. Alle lachten, und nun war alles wieder gut.

„Aber Hanzichen, der Tisch steht auf schwachen Füßen; o Christus, du wirst doch nicht hinaufsteigen wollen?“

„Er wird Dir wahrscheinlich seinen Rebus vom Volterabend vormachen wollen,“ lachte Mutter. „Laß gut sein, Hanzl, wir erzählen Tante schon alles; geh Du jetzt als ein großer Junge und sieh nach, ob die Pferde gut aufgehoben sind?“

„Wie leben die jungen Eheleute?“ fragte Tante heimlich im Vertrauen die Mutter.

„Sie müssen wohl recht glücklich sein,“ antwortete diese ganz strahlend, „denke nur, kamen sie doch jetzt zu Ostern den weiten Weg nach Hause — Veilchen suchen.“

„Ich bidde Fra Motter, der Simmerbatschu söi, e kanjt de Fra Motter net schuäffen, e soil är de Stuaßt am Sölz fuir de Gewaltwer. Soil e der Fra Motter näst mäbbronjen?“¹⁾

„In die Stadt?“ Alle sprangen wie elektrifiziert in die Höhe — eine so gute Gelegenheit! — setzten sich aber beschämt wieder nieder.

„Nun, Auguste Susanna,“ lachte Vater, „willst Du nicht der Schwägerin ein paar Erbsen in die Stadt schicken; ich habe eben eine wichtige ämtliche Kurrende, die könntest Du ins Säckchen stecken.“

Die Mutter stand auf, eine hohe Entschlossenheit leuchtete aus ihren Augen.

„Bitte gib mir ein bißchen deine Briefftasche.“

Vater lachte nicht mehr.

„Fürchte nichts,“ sagte Mutter.

„Nimm dies Geld Trixken, trage es dem Fuhrmann und sage ihm, ich ließe ihn bitten, er solle mir aus der Stadt von der Großtrafik — zwei Briefmarken mitbringen.“

¹⁾ Ich bitte Frau Mutter, der Simmerbatschu (=oheim) sagt, er könne die Frau Mutter nicht schaffen (führen), er solle in die Stadt um Salz für den Kaufmann (fahren). Solle er der Frau Mutter nichts mitbringen?

Politik und Volkswirtschaft

.....

Politische Rundschau

Von Dr. Hans Otto Roth

Hermannstadt, 20. Oktober 1920.

Nach dem Zeugnis Alexander Vajdas sind Jorga und Take Jonescu fast die einzigen rumänischen Staatsmänner gewesen, die Groß-Rumänien ausschließlich durch eigene Kraft und in Gegnerschaft zu Österreich-Ungarn aufbauen wollten. Die großösterreichischen Gedanken Aurel Popovicius waren nicht nur unter den Rumänen diesseits der Karpathen verbreitet, sondern hatten auch unter den Staatsmännern des alten Königreichs zahlreiche Anhänger gefunden. Graf Czernin berichtet in seinen politischen Erinnerungen, daß selbst A. Filipescu dem Großösterreichertum nahe stand. Die Frage der Stellung zur österreichisch-ungarischen Monarchie war vor dem Kriege lediglich von der Erwägung beeinflusst, wie die Schaffung Groß-Rumäniens mit geringerem Kraftaufwand und in kürzerer Zeit zu erreichen sei. Heute stellt sie sich in der rückschauenden politischen Betrachtung vielmehr als Problem der Erhaltung und Behauptung des vergrößerten Reiches dar.

Groß-Rumänien konnte natürlicherweise nur durch einen Gewaltakt geschaffen werden. Er konnte sich aber ebenso gut von innen wie von außen vollziehen. Thronfolger Franz Ferdinand wäre vielleicht der Vollstrecker dieses Planes geworden. In den Schilderungen Czernins finden wir die volle Bestätigung der weitverbreiteten Ansicht, daß Franz Ferdinand die dualistische Monarchie in einen nationalen Föderativstaat verwandeln und durch Vereinigung Alt-Rumäniens mit Siebenbürgen das großrumänische Reich ohne kriegerische Ver-

wickelung selbst schaffen wollte. Der Thronfolger hatte bei diesen Plänen jedenfalls eine gutgemeinte und guterdachte Habsburger Hauspolitik im Auge, die im Falle ihres Gelingens nicht nur die Macht der Krone befestigt, sondern auch ihr Herrschaftsgebiet bedeutend erweitert hätte. Nach der ganzen Darstellung Czernins aber ist Franz Ferdinand tatsächlich ein Katastrophenpolitiker gewesen, der beim Regierungsantritt vor der Verfassungsmäßigkeit entweder doch Respekt bekommen hätte oder aber blind in die Zertrümmerung und Auflösung seines Reiches hineingeritten wäre. Wir neigen der letzteren Auffassung zu und glauben, daß das Einrücken Wiener Regimenter in Pest und die Selbständigmachung Galiziens, Siebenbürgens, Tschechiens und des südslawischen Gebietes zur inneren Revolution und im Gefolge zu kriegerischen Konflikten mit den angrenzenden Nationalstaaten geführt hätte, deren Endergebnis die Schaffung der heute bestehenden selbständigen Nachfolgerstaaten, wenn auch in etwas anderer gebietmäßiger Abgrenzung, gewesen wäre. Ganz abgesehen von diesem persönlichen Werturteil aber haben die Franz Ferdinandschen Pläne vom Standpunkte der rumänischen auswärtigen Politik besondere Bedeutung gehabt. Wäre die beabsichtigte Schaffung des großösterreichischen Staates gelungen, so hätte Groß-Rumänien im Verbande dieses großen Föderativstaates einen gewaltigen Schutz gegen die russische Gefahr gefunden. Rußland bleibt für alle Zeiten der ernsteste Gegner des großrumänischen Staates.

Diese Dinge bleiben aber heute theoretische Erörterung. Groß-Rumänien ist tatsächlich im Gegensatz zur österreichisch-ungarischen Monarchie geschaffen worden. Sein erbittertster Gegner ist, abgesehen von Bulgarien, augenblicklich Ungarn. Rußland ist für den Moment aus gewissen politischen Gründen, wenn auch nicht ohne Gefahr, so doch nicht von derselben Bedeutung wie früher. So schwankt denn die rumänische auswärtige Politik zwischen ungarnfreundlicher Politik und Unterstützung der „Kleinen Entente“ des tschechischen Außenministers Benesch hin und her. Es ist charakteristisch für die auswärtige Politik Rumäniens, daß sie ihre Akten trotz allgemeiner „Demokratie“ geheimer hält als es selbst in „imperialistischer Vorkriegszeit“ Brauch war. Da ist es nicht leicht, genaue Anhaltspunkte zu ihrer Beurteilung zu finden. Von Take Jonescu wissen wir genau, daß er schon seit den ersten Tagen des neuen Reiches hartnäckig den Gedanken der Schaffung eines mitteleuropäischen Bündnisses, eines neuen „Mitteleuropa“ vertritt. Seine Absichten entsprechen der französischen Politik der Barriere gegen Rußland, der Kampfpolitik ohne Ende. Über diese politischen Pläne haben wir an dieser Stelle schon oft geschrieben und wollen uns diesmal nicht in neuerliche Kritik einlassen. Jedenfalls gehen sie bedeutend weiter, als die Ziele der „Kleinen Entente“ des Herrn Benesch. Die „Kleine Entente“ entspringt ausschließlich der Augenblickspolitik, die einer Politik auf weite Sicht nicht Stand halten kann. Es ist für die neuen Bundesstaaten nicht schwer, Ungarn gemeinsam in Schach zu halten und die Durchführung des Friedens von Trianon sicherzustellen. Aber damit kann die rumänische auswärtige Politik nicht ihr Auslangen finden. Take Jonescu war von jeher ein ausgesprochener Exponent der französischen Politik und gerade ihm wird die Politik der „Kleinen

Entente“ große Unannehmlichkeiten bereiten. Frankreich sucht Bundesgenossen gegen Rußland und findet sie scheinbar außer in Polen und Rumänien vor allem in Ungarn. Richtig scheint mir an dieser französischen Kombination nur das Negative zu sein: das Fallenlassen der beiden westlichen Zwischenstaaten Tschechien und Jugoslawien. Denn es steht außer Zweifel, daß diese Reiche in jedem Streite mit Rußland neutral bleiben würden. So wenig also die „Kleine Entente“ Schutz gegen die slawische Gefahr für Rumänien bieten kann, so wenig ist das „Mitteleuropa“ Take Jonescus oder gar die französische Kombination Polen-Rumänien-Ungarn durch ihre Kampfpolitik gegen Rußland geeignet, Groß-Rumänien zu behaupten. Jede Staatenverbindung, in der Polen als Bundesgenosse vorkommt, bedeutet den erklärten Kampf gegen Rußland. Nach dieser Richtung kann das Heil der rumänischen Politik keinesfalls liegen. Ein Ausgleich mit Ungarn ist augenblicklich politisch wohl fürchtbar schwer, aber er erscheint mir von höheren Gesichtspunkten aus als unabweisliches Ziel. Wohin eine derartige Politik dann noch weiter führen könnte, wollen wir nicht untersuchen. Jedenfalls ist es unmöglich, Rußland gegenüber die Politik des Kampfes zu führen, aber auch notwendig, sich der großslawischen Politik nicht mit Haut und Haaren zu verschreiben.

Die Schaffung Groß-Rumäniens ist dem rumänischen Volke durch Kampf gegen die österreichisch-ungarische Monarchie gelungen. Großösterreich, dessen Gelingen wir zwar nicht glauben, hätte ihm von vornherein den Schutz seiner politischen Interessen geboten. Jetzt muß es sich ihn selbst durch kluge politische Entschlüsse sichern. Daß wird ihm nur gelingen, wenn es seiner Politik eine wirklich weite Sicht gibt und die Gefahren, die seinem Bestande von außen drohen, ihrem Wesen nach klar erkennt.

Kulturfragen

.....

Czernowitzer Universität.

Das Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1920/21 ist erschienen und uns zugekommen. Von den in Czernowitz verbliebenen deutschen Lehrkräften werden folgende Vorlesungen abgehalten: I. Juridische Fakultät, Hofrat Dr. Friedrich Kleinwächter: Theoretische Nationalökonomie 5 St.; Oberpolizeirat Doz. Fr. Lunz: Rechnungswesen 5 St. II. Philosophische Fakultät: Prof. Dr. R. Siegel: Geschichte der alten Philosophie 4 St., philosophisches Seminar 1 St.; Priv.-Doz. Dr. W. Glondyts: Monistische Weltanschauungstypen 2 St. Prof. Dr. E. Herzog: Französische Formenlehre 2 St. Provenzalische Texte 2 St. Älteste französische Texte 1 St. Rumänisches Seminar 2 St. Ausgewählte Kapitel aus der deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts 3. Teil: Etwa von 1808 bis 1815 3 St. Zusammen mit Dr. Lang: Deutsches Seminar 2 St. Dr. Fr. Lang: Einführung in das Nibelungenlied (mit Lektüre) 4 St. Prof. Dr. R. Siegel: Differential- und Integralrechnung 4 St. Mathematisches Profseminar 2 St. Prof. Dr. Fr. Netolitzky: Pharmakopnose 5 St. Lebensmittellkontrolle 3 St. Zusammen mit Lektor G. Gregor: Pharmazeutische Chemie 5 St. Prof. Dr. S. Roubitschek: Hygiene für Pharmazeuten 2 St. Hygiene des Unterrichtes (für Lehramtskandidaten) 2 St. Bakteriengifte 1 St. Adj. Dr. E. Bauer:

Pharmazeutische Chemie 5 St. Prof. Dr. R. A. Pencke: Straligraphie 5 St. Ozeanographie 5 St. Dr. Fr. Lang: Praktische Übungen in der deutschen Sprache, 2 Kurse, für Anfänger und Fortgeschrittene, zu je 2 Stunden.

Aus der beigelegten statistischen Übersicht ergibt sich, daß im Sommersemester 1920 1671 Hörer an der Czernowitzer Universität inskribiert waren, und zwar 80 an der theologischen (griechisch-orthodoxen) Fakultät, 653 an der juridischen, 938 an der philosophischen. Von den Hörern der beiden weltlichen Fakultäten bekannten sich 531 zur deutschen Muttersprache, 321 waren Rumänen, 212 Ruthenen, 117 Russen, 42 Polen. 365 Hörer gaben jüdische Muttersprache an. Die Deutschen bilden also noch immer die relative, und zusammen mit den Juden, deren Muttersprache, auch wenn sie „hebräisch“ angeben, doch ein deutscher Dialekt ist, sogar die absolute Majorität.

Zur feierlichen Inauguration durch den König werden große Vorbereitungen getroffen. Eine Festaufführung im Theater und eine Ausstellung von Bukowinaer Kunst- und Gewerbeprodukten sind geplant. Die in- und ausländischen Hochschulen, auch die deutschen und österreichischen, werden zur Teilnahme eingeladen. Über den Verlauf der Festlichkeiten wird seinerzeit berichtet werden.

Literatur

Noch ein Wort zu Dr. Richard Csakis Vorbericht zu einer Geschichte der deutschen Literatur in Siebenbürgen. So sehr ich als Freund und Fachgenosse Richard Csakis mich über seinen fleißigen und um-

sichtigen „Vorbericht“ gefreut und dessen Wert und Bedeutung in einer Besprechung in der „Deutschen Tagespost“ auch gewürdigt habe, halte ich es doch für notwendig, vom Standpunkt des Fachmannes festzustellen, daß sich der

enthusiasmierter Besprecher seines Buches in dieser Zeitschrift in Ausdrücken ergangen hat, die, wenn nicht den Zweck, so doch den Effekt haben, als wolle er Csakis Buch namentlich auf Kosten der bisherigen literaturhistorischen Arbeiten herausstreichen. Wenn nämlich der Außenstehende z. B. liest: „Der Vorbericht eröffnet die erfreuliche Aussicht, daß wir mit unserer literarwissenschaftlichen Betrachtung aus dem Stadium der Kindereien endgültig herausgetreten seien,“ so muß er doch logisch schließen, die bisher literaturgeschichtlich gebotenen Arbeiten seien eben größtenteils „Kindereien (!)“. Damit täte man aber den Männern, die vor uns Jungen da gearbeitet haben, das größte Unrecht. Ich kann auch kaum glauben, daß der Besprecher z. B. die literaturhistorische Monographie „Michael Albert“ von Adolf Schullerus und die übrigen Arbeiten dieses Gelehrten oder Oskar Wittstocks Monographie „Josef Marlin“ auf ihren wissenschaftlichen Wert hin geprüft hat, sonst wäre er wohl in der Wahl eines solchen Kräftausdrucks doch etwas vorsichtiger gewesen. Es ist schlechterdings falsch, wenn Richard Csaki als „der erste siebenbürgisch-deutsche Literaturhistoriker“ hingestellt wird, „der unsere siebenbürgisch-deutsche Dichtkunst selbst auch wirklich ernst nimmt, der mit dem sachlich geschulerten objektiven Geist des Forschers an sie herantritt, zugleich aber auch — bei aller kritischen Strenge — mit einer mitreißenden Wärme der Seele, die in jeder Zeile seines Buches verborgen glüht &c.“ All dieses muß man auch an den genannten und noch manchen anderen Männern, die vor ihm auf diesem Gebiete gearbeitet haben, anerkennen; sie haben unsere Dichtung alle sehr ernst genommen, vielleicht sogar, wie auch Csaki, zu ernst, sie sind, was das Schwerste war, die Bahnbrecher gewesen, und zwar nicht nur „Dilettanten“, die von richtiger wissenschaftlicher Arbeit keinen Dunst haben, wenn auch naturgemäß ihre Arbeiten nicht in jeder Beziehung exakt sein können; wir Jungen haben nur noch die allerdings auch nicht leichte Aufgabe des Ausbaues und zwar — das muß ausdrücklich hervorgehoben werden — im großen und ganzen doch durchaus im Geiste unserer Vorgänger. Richard Csaki ist

nicht der erste, der unsere Literaturgeschichtsforschung auf wissenschaftliche Basis gelegt hat, — er macht auf diesen Ruhm auch keinen Anspruch. Er gibt auch nicht „die erste mit scharfem Blick erfaßte zusammenhängende Darstellung der siebenbürgisch-deutschen Literaturgeschichte“, er gibt nur eine kritische Zusammenstellung der bisherigen heimischen Literaturgeschichtsschreibung, was er doch auch mit dem ersten Wort des Titels seiner Arbeit „Vorbericht“ deutlich genug ausdrückt. Man erweist ihm einen schlechten Dienst, wenn man sein Buch als eine erste Darstellung der heimischen Literaturgeschichte hinstellt, denn das ist es nicht, will es nicht sein und kann es nicht sein. Sein — noch immer sehr anerkennenswertes — Verdienst besteht darin, daß er mit großer, von jedem Gefühlsdusel freier geistiger Klarheit zusammenfassend zeigt, was auf diesem Gebiete schon geschehen ist, und was noch getan werden könnte oder müßte, und dabei eine ganze Menge wertvoller Gesichtspunkte bei den einzelnen literarischen Erscheinungen aufwirft. Das Hauptverdienst aber an der wissenschaftlichen Erforschung unserer Literatur und die Priorität in der Stellung einer ganzen Reihe von Problemen gebührt unbedingt — wie doch gerade auch aus der Arbeit Csakis deutlich hervorgeht — Dr. Adolf Schullerus. Das ist eine mit keinen Phrasen wegzuleugnende Tatsache. (Gegenüber spezifisch sächsischem Argwohn muß ich bemerken, daß ich diese Tatsache hier nicht hervorhebe, weil ich dem jetzt auf jedem Gebiete so mächtigen Manne vielleicht schmeicheln möchte oder weil ich durch persönliche Verehrung befangen wäre, sondern einfach weil es der wissenschaftliche Anstand gebietet.)

Wenn der Besprecher endlich meint, die Mängel der wissenschaftlichen Bearbeitung unserer heimischen Literatur hätten mit dazu beigetragen, daß unser Publikum sich ihr gegenüber „gleichgültig, oft fast verächtlich verhalten hat“, so muß ich dem auch lebhaft widersprechen. Der bei weitem tiefste Grund für die geringe Wertung der bisherigen einheimischen schönen Literatur ist ihr relativ geringer Wert, und man hat sich gerade wissenschaftlich-kritisch wohl mehr um sie gekümmert als sie es überhaupt verdient.

Dr. Alfred Roth.

Schachprobleme

Geleitet von Dr. Alfred Roth

Lösung des Problems 18 von Valerius Onišiu in Hermannstadt.

1. Lg1—h2. Wir wollen im übrigen diesmal das abgekürzte Aufzeichnungsverfahren anwenden, indem wir das Feld, von dem die Figur zieht, nicht angeben, sondern bloß das, auf welches sie zieht.

- a) 1... Kc6, 2. De6+, Kb7 (c5), 3. Da6 (d6) m.
- b) 1... Ke5, 2. Dc3+, Kb6 (d5), 3. Dc7 (c4) m.
- c) 1... Kd4, 2. Dd3+, Ke5, 3. Dd6 m.
- d) 1... Td8 (oder h6 oder h7), 2. Df5+, Kd4 (c6), 3. De5 (b5) m.
- e) 1... Th5 (oder b8, e8, f8), 2. Dd7+, Ke4 (c5), 3. Dd3 (d6) m.
- f) 1... Ke4, 2. Dd3 m.

Die Mattbilder sind also sämtlich nach dem gleichen Schema: Die Dame steht diagonal neben dem feindlichen König, aus der Ferne von dem einen Läufer gedeckt, während der andere, ebenfalls aus der Ferne, die beiden einzigen von der Dame nicht beherrschten Nachbarfelder des Königs bestreicht, — was ein vollkommen reines Mattbild ergibt. Solcher Mattbilder gibt es sieben verschiedene (es sind die fettgedruckten Stellungen des schwarzen Königs und der weißen Dame); ein achties ließe sich bilden, wenn auf Kd5—e4 Weiß es verschmähen würde, sofort durch Dh3—d3 mattzusetzen, sondern zunächst 2. Dg7+ spielte, um dann erst nach Ke4—e3 auf f4 mattzusetzen; leider läßt sich das Problem nicht so einrichten, daß Weiß zu dieser Noblesse gezwungen wäre. Doch auch sieben reine und sparsame Mattbilder vom gleichen Schema mit so einfachen Mitteln ist eine Rekordleistung, zu der man Meister Onišiu beglückwünschen muß.

Richtige Lösungen haben wir erhalten von: Andreas Frank, Prediger i. R. und

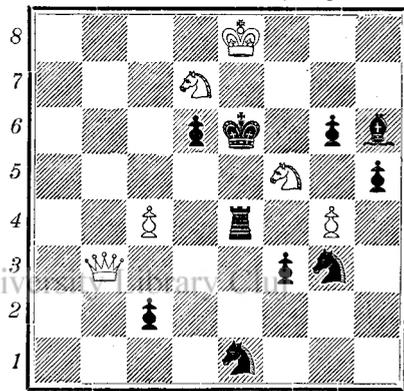
Friedrich Frank, cand theol., beide in Baaßen; Hellmut Goritz, Gymn.-Quint., Edmund Holth, Beamter, Hans Mayer, Abiturient, Konrad Schuller, Abiturient, Albert Schwarz, Kaufmann, alle in Hermannstadt; Adolf Frank, Gymn.-Quart. in Mediasch; Andreas Scheiner, Pfarrer in Mergeln; Ludwig Ramilli in Schäßburg; Martin Gohn, Uhrmacher in Seiden.

Problem 20.

Von Friedrich Frank in Baaßen.

Schwarz (10 Stück).

a b c d e f g h



Weiß (6 Stück).

Weiß zieht und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Dieser Zweizüger — des Verfassers Opus 2 — verdient namentlich der scharfzugespitzten Stellung und der pikanten Züge wegen volle Beachtung.

Originalkompositionen und Lösungen mit Angabe sämtlicher Varianten sind richtig frankiert (nicht ohne die neuestens vorgeschriebenen „Unterstützungsmarken“) bis 20. November an Dr. Alfred Roth, Hermannstadt, Honterusgasse 9, einzusenden.

Mitteilungen der Schriftleitung

Ostdeutsche Übersetzer. Die nächste Nummer unserer Zeitschrift erscheint als Sonderheft: Ostdeutsche Übersetzer.

Sämtliche in dieser Zeitschrift erscheinenden Artikel gehen in das unbeschränkte Eigentumsrecht der Modernen Bücherei über. Zeitschriften und Zeitungen ist gestattet, bei voller Quellenangabe einzelne Artikel abzudrucken.

* * *